Skowronnek

Dies irae

Ein ostpreußischer Zukunftsroman

[illegible]

—

Dies
irae

Paul Götzel

erworben

28/4.38

Dies irae

Dies irae

Ein ostpreußischer Zukunftsroman

Von

Fritz Skowronnek

Neudeutsche Verlags- u. Treuhandgesellschaft
m. b. H., Berlin SW 11, Hedemannstraße 12

Meinem lieben Freund

Konrektor Richard Plauſchinat

Leiter des Inſterburger Heimatvereins

gewidmet

❖

1. Kapitel.

Das neue Kraftwerk am Rande der Kakschumbalis war ohne Sang und Klang, ohne jede Feierlichkeit in Betrieb gesetzt worden. So erfuhr die Welt nichts davon, daß sich Banken und Großindustrielle zusammengetan hatten, um das größte Hochmoor Ostpreußens in elektrisches Licht und Kraft zu verwandeln. Eine ganze Geviertmeile bedeckt das Moor. Acht bis zehn Meter hoch liegt auf festem Lehmboden der Torf, der in seinen unteren Schichten sich schon wenig von Braunkohle unterscheidet. Das Verfahren, aus Torf Gas zu gewinnen, ist nicht neu, aber zum ersten Male wurde es hier in Ostpreußen in großartigstem Maßstabe angewandt, um mit dem Gas Maschinen zu treiben, in denen Elektrizität gewonnen wird.

Eine ganze Stadt war am Südrand des Hochmoors entstanden. Mächtige Gebäude mit gewaltigen Oefen, die Tag und Nacht mit den dunklen Soden gespeist wurden, daneben riesige Gasbehälter. Nicht weit davon kleinere Gebäude, in denen die Nebenprodukte der Vergasung, die denen der Steinkohle beinahe gleich kommen, gewonnen und sofort verarbeitet wurden. Ringsum ein weiter Kranz von schmucken Häuschen mit einem Garten und etwas Ackerland für die zahlreichen Arbeiter, im Laubwald versteckt die Villen der oberen Beamten.

Unaufhörlich rollten vom Moor her die Züge der großen Kipplowren, hochbeladen mit den schwarz-braunen

Stücken, während Hunderte von Männern auf der Oberfläche des Moors die Sträucher und zwerghaften Birken und Kiefern rodeten, die sich dort auf einer dünnen Humusschicht im Laufe der Zeit angesiedelt hatten.

Deutsche Tatkraft und Technik hatte in wenigen Jahren das gewaltige Werk geschaffen, das die ganze Provinz mit Kraft und Licht versorgen sollte.

Ostpreußen ist arm an sogenannten Bodenschätzen. Und durch den Weltkrieg ist es noch ärmer geworden, denn die gewaltigen Wasserkräfte, die nach einem glücklichen Ausgang des Krieges durch Kanäle gewonnen werden sollten, mußten brach liegen bleiben. Da hatte weitblickender Unternehmungsgeist sich auf die Ausnutzung der großen Hochmoore der Provinz geworfen. Noch waren die Leitungen nicht überall fertig; aber die umliegenden Gegenden, die Städte und Dörfer, hatten schon Licht und Kraft im Ueberfluß. Die teuere Kohle war völlig ausgeschaltet. Jede landwirtschaftliche Maschinenarbeit wurde mit elektrischer Kraft betrieben. Aus allen Fenstern strahlte abends helles Licht.

Eben hatte das langgezogene Heulen einer Dampfsirene die Mittagsstunde angekündigt. In dichten Massen quollen die abgelösten Arbeiter aus den Toren. Die verheirateten Männer begaben sich in ihre Häuschen zu Frau und Kind, die ledigen eilten zu den Speisehäusern, wo sie für billigen Preis ein schmackhaftes Essen vorgesetzt erhielten . . . .

Als die Letzten kamen zwei Männer durchs Tor geschritten, zwei Werkführer. Der eine ungewöhnlich groß und hager, mit harten Zügen, mochte schon über die Vierziger hinaus sein, denn sein Haupthaar war ergraut. Der Kleinere blond, mit rosigem Gesicht, in dem ein zierlicher Schnurrbart sich kräuselte.

„Was werden Sie mit dem Nachmittag und Abend anfangen, Kruppa“, fragte er seinen älteren Kollegen.

„Ach, lieber Wagner, das weiß ich noch nicht. Ein bißchen faulenzen, ein Stündchen spazierengehen, eine Stunde lesen.“

„Sie spinnen sich zu sehr ein, Kollege. Lassen Sie sich mal heute von mir verführen. Ich gehe nach Lasdehnen zum Geselligen Abend des Heimatvereins.“

„Sie sind ebenso wenig Ostpreuße wie ich, was wollen Sie dort?“

„Einen frohen, gemütlichen Abend verleben. Gäste werden gern gesehen. Und wenn die Ostpreußen von ihrer Heimat sprechen oder singen, dann denke ich an meine Heimat . . . Ich habe mich schon ganz gut hier eingelebt. Die Ostpreußen sind zwar etwas schwerfällig und zugeknöpft, aber wenn man sie näher kennen lernt, sehr gemütlich und bieder. Kommen Sie mit, Sie können ja die Erinnerung an Ihre Heimat feiern.“

Der Aeltere schüttelte den Kopf. „Der Gedanke an meine Heimat bringt mir nur traurige Erinnerungen.“

Wagner tat mit der Hand einen Schlag durch die Luft. „Na ja, Kollege, ich kann es Ihnen nachfühlen. Dies elende Gesindel, dem Ihre Heimat im Namen der Kultur überantwortet ist. . . Wissen Sie, mir kommt es manchmal vor, als wenn sich das Gesicht der ganzen Menschheit zu einer fürchterlichen, voll Bosheit funkelnden Grimasse verzerrt hat. Was sage ich! Irrsinn! Unheilbarer Wahnsinn! Pfui Deuwel!“ Er spuckte heftig aus. „Die ritterlichste Nation, wie sie sich selbst nennt, läßt ein freies Volk durch schwarze Bestien knechten und mißhandeln. Gemein und feig . . . eine Schande für die ganze Menschheit.“

„Genau dasselbe muß ich von den Polacken sagen. Na, Sie wissen ja, wie Oberschlesien ausgeplündert wird.“

Sie waren vor dem Speisehaus angelangt. In dem Herrenstübchen fanden sie schon eine Anzahl Kollegen vor. Ziemlich schweigsam wurde die Mahlzeit eingenommen. Beim Heraustreten sagte Kruppa: „Kommen Sie zu mir, Wagner. Ich habe einen Seelenwärmer zu Hause. Dazu koche ich uns eine Tasse Kaffee. Ich möchte nicht allein bleiben, sonst bekriechen mich die Erinnerungen und quälen mich."

Als sie beim dampfenden Kaffee saßen, hub Kruppa an zu sprechen. „Ich war Werkmeister auf der Hoffnungshütte, hatte mein gutes Auskommen, ein nettes Häuschen, eine liebe Frau und zwei prächtige Kinder." Er drückte die Faust auf den Tisch, daß die Platte bebte. „Ja, ich war ein glücklicher Mann! Bis die verfluchten Polacken ins Land kamen. Von unseren Arbeitern waren die meisten trotz ihrer slawischen Namen gut deutsch gesinnt. Ich auch. Mit einem Male begann die polnische Arbeit. Die Kerle hatten die Brieftaschen voller Hundertmarkscheine. Nach Feierabend machten sie sich an die jungen Burschen heran, traktierten sie mit Schnaps und Bier und redeten ihnen den Kopf voll dummes Zeug."

„Ja, man sollte es nicht glauben," fuhr er nach einer Weile fort, „was man einem Menschen einzureden vermag. Es dauerte nicht lange, da brüllten die jungen Arbeiter polnische Lieder auf der Straße, zogen hinter dem Polacken her, der sie nachher mit Schnaps voll goß und forderten die Vereinigung Oberschlesiens mit dem „angestammten Mutterland Polen".

Vergebens haben wir älteren Leute dagegen gesprochen. Es war wie eine Krankheit, die schnell um sich griff. Selbst unsere Organisation, unsere Partei war machtlos dagegen. Sie haben es ja wohl auch gelesen, wie es weiter ging. Mit einem Male brach der Aufstand

los. Die Hauptmacher waren Polen von jenseits der Grenze. Aber sie hatten Tausende von Mitläufern gefunden, und das war das Schlimmste. Schon damals waren wir älteren Leute, die nicht mitmachen wollten, alle in Gefahr. Es ging aber vorüber. Ich hatte schon damals die Absicht, meine Stellung aufzugeben und mir anderswo eine andere zu suchen. Hätte ich es doch getan!"

Er goß sich einen Schnaps ein und trank ihn aus, ehe er weiter sprach. „Beim zweiten Aufstand kam das Unglück über mich. Ich wurde morgens auf dem Fabrikhof, als ich zur Ruhe und Besonnenheit mahnte, fürchterlich zerschlagen. Ein junger Arbeiter, der sehr an mir hing, riß mich aus der wütenden Menge heraus und schleppte mich in seine Wohnung. Dort lag ich hilflos den ganzen Tag und die ganze Nacht."

Die Erinnerung packte ihn so, daß er aufsprang und in der Stube ruhelos hin und her ging. „Am nächsten Morgen, als es draußen ruhiger geworden war, raffte ich mich auf und schleppte mich nach Hause." Er lachte grell auf. „Nach Hause, habe ich gesagt, lieber Wagner? Ich hatte keins mehr. Mein Häuschen war ein Häufchen verkohlter Trümmer . . . Kein Mensch in der Nähe, der mir hätte sagen können, wo meine Frau und meine Kinder geblieben waren . . . Waren sie tot, von den Bestien ermordet, oder hatte man sie weggeschleppt? Ach Kollege, daß ich damals nicht den Verstand verloren habe! Vier Wochen lag ich im Krankenhaus. Dann zog ich als Pracher über die Grenze. Ein halbes Jahr bin ich so herumgewandert von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt und habe nach meinen Angehörigen gesucht. Keine Spur . . . Schließlich kam ich zurück nach meiner Heimat, forschte dort noch nach, wieder vergebens . . . Es ist ein Wunder, daß ich mich noch soweit aufraffen konnte, um mir eine andere Stellung

zu suchen. Da bin ich hierher geraten ... Nun wissen Sie, was sich mit dem Wort Heimat für Erinnerungen für mich verknüpfen."

Der Rheinländer streckte ihm seine Hand entgegen. „Mein lieber Kollege, ich habe es schon immer geahnt, daß Sie Schweres durchgemacht haben müssen und schwer daran tragen. Unsere Art ist anders. Ich will nicht sagen leichter, aber wir tragen das, was wir im Inneren fühlen, nicht so nach außen. Ich habe in der Heimat auch das Lachen verlernt. Ich bin weggegangen, weil ich fühlte, daß ich früher oder später einer der schwarzen Bestien an die Gurgel springen müßte. Ja, lieber Kruppa, mir haben diese schwarzen Kulturträger mein Mädel zunichte gemacht. Die Sache ist zu grausig, um sie zu erzählen. Mein Liesel ist ins Wasser gegangen, als sie sich aufraffen konnte, auf allen Vieren ist sie gekrochen. Ein paar alte Frauen haben den ganzen Vorgang beobachtet ... In vier Wochen sollte Hochzeit sein. Ich hatte unser Heim hübsch und behaglich eingerichtet ..." Er knirschte mit den Zähnen. „Meine Braut war eine Ostpreußin, deshalb bin ich hierher gegangen ..."

Wie ein reißender Wolf sprang ihn die Erinnerung an. Er stützte die Ellbogen auf und verhüllte das Gesicht mit den Händen, um die Tränen zu verbergen. Nach einer Weile stand er langsam auf. „Kruppa, wir beide können heute nicht allein zu Hause sitzen; wir müssen unter Menschen. Ich muß raus! Ich muß mir Bewegung schaffen, sonst ersticke ich an meinen Gedanken. Auch Ihnen wird es gut tun, wenn Sie nicht allein bleiben. Ich gehe mich umziehen und hole Sie nach einer Stunde ab. Wir gehen nach Lasdehnen, da finden wir Gesellschaft, und wenn wir erst einige verfeuert haben, gehen wir zum Heimat-Abend ..."

Langgestreckt liegt das große Kirchdorf an beiden Ufern der Scheschuppe, die im Sommer ein harmloses Flüßchen, beim Frühjahrshochwasser zu einem wütenden Strom anschwillt. In Scharen zogen die Arbeiter, die nach ihrer Frühschicht den Nachmittag frei hatten, zum Dorf. Fast in jedem Haus war eine Kneipe entstanden. Aus den offenen Fenstern drang das Gedudel der abgeleierten Musikmaschinen.

Die beiden Freunde, die ihr trauriges Schicksal heute näher zueinander geführt hatte, kehrten in dem stattlichsten Gasthaus ein, das noch immer das Meierische hieß, obwohl der Begründer schon seit einem Jahrzehnt das Zeitliche gesegnet hatte. Auf der Doppelkegelbahn fanden sie eine lustige Gesellschaft, die eifrig die Kugeln rollen ließ. „Da machen wir mit," meinte Wagner, „die Bewegung wird mir gut tun."

Die Sonne war noch nicht zur Rüste gegangen, als sich die Gäste zum Heimat-Abend in Scharen einstellten. Von überall her rollten Wagen heran, mit stolzen Gäulen bespannt. Auch die Einwohner des Dorfes stellten sich ein, behäbige Handwerker und schlichte Landarbeiter mit ihren Frauen. Alles war in froher Erwartung, denn der Heimatverein war ihnen allen ans Herz gewachsen. Als er vor Jahren unter großer Begeisterung von den Bürgern gegründet wurde, hielten sich hier und dort einzelne Großgrundbesitzer zurück. Was der Verein ihnen bieten konnte, genossen sie ja auf jeder Fahrt nach Königsberg im Theater und Konzert. Und die Arbeiter waren mißtrauisch. Sie glaubten, sie sollten für politische Zwecke eingefangen werden. Aber der Gedanke war so gesund, daß er sich durchsetzte. Zuerst kamen die Arbeiterfrauen aus Neugier, denn ihre eigenen Kinder, die manchmal im Chor mitsangen, konnten nicht genug davon erzählen, wie schön es gewesen

sei. Und sie zogen die Männer nach sich. Von Politik war nie die Rede. Nur von der Liebe zur Heimat und der Pflicht, ihr zu dienen, ihr, wenn nötig, auch Opfer zu bringen.

Und der Ton klang in allen Herzen wieder, denn sie wußten, daß die Heimat von Polen und Litauern bedroht war, daß es nur eine Frage der Zeit war, wann die slawische Welle das letzte Bollwerk des Deutschtums im Osten überfluten würde.

Aber nicht ohne Kampf! Ostpreußen war nicht mehr Provinz, sondern eine Kolonie, eine rings von der slawischen Flut umbrandete Insel. Eine Flucht wie im Herbst und Winter 1914 war jetzt unmöglich. Jetzt hieß es, wenn man sich nicht feig in das jammerhafte Schicksal ergeben wollte, sich zu wehren bis zum letzten Blutstropfen. Und die Polen und Litauer würden auf Granit beißen!

Das war die Stimmung, die alle Herzen in Ostpreußen mit unerschütterlicher Entschlossenheit beherrschte. Und sie war aus der unermüdlichen Arbeit des Heimatvereins emporgewachsen.

Nicht nur der große Saal war überfüllt, sondern auch die Nebenräume, die mit ihm durch Türen verbunden waren.

Eine stattliche Frau, die Leiterin der gehobenen Mädchenschule, eröffnete die Versammlung mit einer kurzen, markigen Ansprache. Darauf sangen die hundert Schulkinder einige der vielen schönen Heimatlieder, an denen gerade Ostpreußen so reich ist. Nun folgten in bunter Abwechslung heitere und ernste Darbietungen. Gedichte wurden vorgetragen, lustige, auf dem Boden der Heimat gewachsene Geschichten vorgelesen. Dazwischen tanzten junge Mädchen in farbenfrohen Gewändern einige Reigen oder sangen zur Zupfgeige Schelmenlieder. Zum Schluß kam

ein derbes kleines Lustspiel, munter und natürlich dargestellt. Er war keine Höhensonne der Kunst, die ein gereiftes Verständnis erforderte, aber es war gesunde Hausmannskost, an der sich alle erlabten. Am meisten diejenigen, die solche Genüsse nie würden kennen gelernt haben, wenn sie ihnen nicht vom Heimatverein geboten worden wären.

Kruppa saß in einer der hintersten Reihen. Ihm hatte sich die Seele gelöst; seine Augen leuchteten, obwohl sich ab und zu eine Träne über die gebräunte Wange stahl. Nach dem Schluß trat er an den Vorstandstisch und fragte bescheiden, ob er wohl Mitglied werden könnte. Er sei allerdings Oberschlesier. Mit Freuden wurde er aufgenommen. Auch Wagner ließ sich einschreiben.

Der Saal hatte sich langsam geleert, aber in den Gasträumen stand noch Kopf an Kopf. Alle Unterschiede des Ranges und Standes waren weggewischt. Es herrschte eine gehobene, ernste Stimmung. Ueberall an allen Tischen wurde von den feindlichen Nachbarn gesprochen. Man wußte, daß in ganz Polen eine völlige Mißernte bevorstand, die genau so, wie vor Jahren in Rußland, zu einer Hungersnot und jammervollem Elend führen mußte. Kein Wunder bei der „polnischen Wirtschaft"! Der Großgrundbesitz war zerschlagen und aufgeteilt, aber die neuen Besitzer ließen das Land brach liegen, weil es ihnen an Saatgut, an Zugkräften und vor allem an Dünger mangelte. Und wo etwas gesät und gewachsen war, da stand das Getreide so kümmerlich, daß es kaum die Aussaat wiederbringen würde. In Litauen sah es noch kümmerlicher aus.

Wie anders war es in Ostpreußen! Der Boden hatte sein Recht erhalten, der Viehbestand war größer als vor dem Kriege und das Wetter war dem Gedeihen der Halmfrucht günstig gewesen. Man hatte eine sehr gute Mittel-

ernte in die Scheune gebracht. Da lag die Befürchtung nahe, daß die feindlichen Nachbarn, von der Not getrieben, ihre hungrigen Hände nach den gefüllten Scheunen und Ställen Ostpreußens ausstrecken würden. Es war nicht ausgeschlossen, daß schon im Laufe der nächsten Monate polnische und litauische Banden über die Grenze einbrechen konnten, um zu plündern.

Gedankenvoll gingen die beiden Freunde nach Hause. Sie hatten sich unter dem Eindruck des Abends das brüderliche Du gegeben. Die Nacht war kühl, denn der Himmel hatte sich aufgeklärt und die Sterne funkelten wie im tiefsten Winter . . . Am nördlichen Himmel schoß ein greller roter Schein wie zum Zenit empor. „Das kann nur der Widerschein eines großen Feuers sein, das aber sehr weit abliegen muß.“

„Nein,“ erwiderte Kruppa, „das ist ein Nordlicht, wie ich es in solcher Pracht noch nicht gesehen habe. Das bedeutet Krieg.“

„Glaubst du wirklich daran?“

Kruppa zuckte die Achseln. „Wer kann das wissen?“

„Das hätte ich dir auch ohne das Nordlicht voraussagen können, daß es in diesem Winter hier in Ostpreußen losgehen wird. Die Polacken und Litauer müssen nach meiner Meinung einen großen Respekt vor Ostpreußen haben, sonst hätten sie es längst zu überrennen versucht. Aber jetzt wird die Not, der Hunger, sie treiben.“

Kruppa hob den Arm und schüttelte ihn drohend. „Mir soll's recht sein. Ich freue mich darauf . . . Ich bin der Erste, wenn's los geht . . .“

„Mensch, Kruppa, ohne Waffen?“

„Ach, ein schwerer Hammer mit langem Stiel tut dieselben Dienste wie ein Säbel. Und wo ich hinhaue, wächst kein Gras mehr.“

2. Kapitel.

Der Rittergutsbesitzer Fritz Maleika kam mit einem wütenden Gesicht vom Hof ins Haus zurück. Seine Frau empfing ihn an der Tür. „Hast dich über was geärgert?"

„Aber sehr! Denk dir, heute nacht sind zwei Stück Vieh gestohlen worden."

„Nicht möglich . . . Welche?" . . .

„Die Juno und eine tragende Sterke, die Iris. Der Baumann hat die Spuren gefunden und verfolgt. Die Banditen sind von drüben aus Litauen gekommen und haben das Vieh durch die Scheschuppe geführt. Ich vermute, daß es litauische Soldaten gewesen sind. Die Kerle haben ja nichts zu fressen."

„Das kann ja nett werden, wenn's so weitergeht"...

„Leider . . . ich muß sofort 'rüberfahren, ich habe schon anspannen lassen."

„Du wirst doch erst frühstücken. Es ist schon aufgetragen."

„Selbstverständlich, kleine Frau. Ist dein Besuch schon auf?"

„Ja, schon lange. Wir haben schon einen Spaziergang gemacht. Nun setz' aber eine andere Miene auf! Der Verlust ist ja ärgerlich, aber kein Beinbruch."

„Ich werde mich bemühen, harmlos vergnügt auszusehen. Ah, guten Morgen, Fräulein Grete!"

In der Tür erschien eine frische, zierliche Blondine. Wie ein Hauch von Morgentau und Sonnenschein lag es auf ihrer lieben reizenden Erscheinung. Maleika küßte ihr galant die Hand. „Sieh mal, Trudel, wie eine Rosenknospe. Sagen Sie mal, Fräulein Grete, wie alt sind Sie eigentlich?“

„Genau so alt wie Ihre Frau . . .“ erwiderte Grete, hell auflachend.

„Das glaube ich Ihnen einfach nicht. Meine Frau sieht viel älter aus.“

„Sie muß sich auch mit einem Mann plagen, der nach ihrer Versicherung manchmal ein kratzbürstiger Brummbär ist. Und ich lebe frei wie der Vogel in der Luft, nur meinem Vergnügen.“

„Und deiner Arbeit, die viel schwerer ist als meine Aufgabe im Haus“, fiel die Frau ein.

„Wenn Sie es so schwer haben, weshalb heiraten Sie nicht? Sie haben doch gewiß schon genug Anträge gehabt.“

Eine tiefe Röte stieg dem Mädel ins Gesicht. Sie wurde verlegen und senkte den Kopf.

„Du mußt nicht Grete immer necken“, verwies ihn seine Frau. „Selbstverständlich hat sie Anträge gehabt, mehr als ich, aber es war noch immer nicht der Rechte.“

„Na, dann bitte ich vielmals um Entschuldigung, Fräulein Grete.“ Er nahm die Hand seiner Frau und küßte sie zärtlich, aber um seine Mundwinkel zuckte ein schelmisches Lächeln. „Ich freue mich, endlich zu wissen, daß ich bei dir der Rechte gewesen bin.“

„Das habe ich damit nicht sagen wollen,“ erwiderte die Frau lachend.

„Herrschaften, streitet Euch nicht!“ fiel Grete ein. „Ihr seid dauerhaft und glücklich verheiratet, damit ist die Frage entschieden. Was haben Sie heute vor, Herr Maleika?“

„Mich führen Geschäfte nach drüben, nach Litauen."

„Ach, könnten wir beide Sie nicht begleiten?"

„Tut mir sehr leid, liebes Fräulein, ich kann heute keine Begleitung gebrauchen. Außerdem ist es drüben nicht geheuer. Und ich möchte meine Damen nicht der Gefahr aussetzen, von betrunkenen Soldaten oder gar Offizieren angepöbelt zu werden."

„Steht es drüben so schlimm?"

„Noch schlimmer Fräulein Grete. Das sogenannte Militär ist eine zuchtlose Bande, und die Offiziere sind womöglich noch schlimmer. Die Zivilbehörden haben gar keine Macht; kurz, es herrschen greuliche Zustände dort drüben."

„Und da wollen Sie sich hinauswagen?"

„Ich muß, Fräulein Grete, ich muß. Mir sind heute nacht zwei Stück Vieh gestohlen worden, wie ich vermute, von litauischen Soldaten. Ich muß wenigstens zeigen, daß ich mir das nicht ohne Widerspruch gefallen lasse. Die Damen werden sich heute schon ohne mich behelfen müssen. Auf Wiedersehen."

Er ging hinaus, seine Frau begleitete ihn. „Du mußt Grete nicht damit necken, daß sie noch nicht geheiratet hat. Sie hat alle Bewerber abgewiesen, weil sie seit Jahren eine hoffnungslose Liebe im Herzen trägt."

„Das muß ja ein richtiges Ekel sein, das blind an dem Liebreiz dieses prächtigen Geschöpfes vorübergeht," . . . brummte Maleika.

„Die Sache liegt anders. Sie konnten zueinander nicht kommen, das Wasser war gar zu tief."

„Na, das mußt du mir ein andermal erzählen. Jetzt, teures Weib, gebiete deinen Tränen! Hoffentlich komme ich heute abend heil und ganz zurück." Er umfaßte sie, bog ihren Kopf zurück und sah ihr liebevoll in die dunklen Augen, ehe er sie zum Abschied küßte.

Fritz Maleika war ein hartgesottener Junggeselle gewesen, bis ihm das Schicksal seine jetzige Frau in den Weg führte. Sie war schon Ende der Zwanziger, aber ebenso frisch und anmutig wie ihre Freundin Grete. Die ganze Umgegend stand sozusagen auf dem Kopf, als, wie der Blitz aus heiterem Himmel, die Verlobungsanzeige in den Zeitungen erschien. Und er hatte recht getan, sich zu verheiraten. Seine junge Frau führte ihn am sanften Zügel aus dem bewegten Junggesellen-Dasein in die stille Häuslichkeit des Familienlebens zurück, und er befand sich augenscheinlich sehr wohl dabei.

Als die junge Frau ihre Wirtschaft in Schwung gebracht hatte, gingen die beiden Freundinnen mit einer Handarbeit in den Garten. Die Luft war so mild, die Sonne schien so warm, daß man an geschützter Stelle noch behaglich im Freien sitzen konnte. . . Vereinzelt hingen schon die Marienfäden, auch Altweibersommer genannt, an den Bäumen. Andere segelten, von einem leisen Windhauch getragen, hoch oben über die Bäume hinweg.

„Hast du mal wieder etwas von deinem Freund gehört?“ fragte Frau Gertrud leise.

Grete sah von ihrer Arbeit auf. Ihr Gesicht rötete sich. „Er schreibt ab und zu in längeren Zwischenräumen, berichtet, wie es ihm geht und was er schafft. . . . Er hat vor einiger Zeit mit einem Bild einen großen Erfolg gehabt.“

„Schreibst du auch? . . .“

„Selten und kurz, wie es mir geht, daß ich gesund bin und fleißig arbeite. Ich bin stolz und glücklich, daß der große Mann mich bescheidenes Blümchen am Wege beachtet und seiner Freundschaft für wert hält.“ Ihre Augen leuchteten.

„Freundschaft?“ sagte Trude leise mit fragendem Anklang.

„Ja, Freundschaft, Trude. Wenn in meinem Herzen stärkere Gefühle und weitergehende Wünsche mal gelebt haben, so waren sie von vornherein unerfüllbar, selbst wenn auf seiner Seite ähnliche Wünsche bestanden haben sollten. Nein, Trude, wir haben beide zur richtigen Zeit die uns gezogenen Grenzen und Schranken erkannt und respektiert. Da hat sich alles, was jemals in meinem Herzen lebte, zu einer stillen Freundschaft für den verehrten Mann abgeklärt.“

„Armes Gretelein,“ flüsterte die junge Frau.

„Nein, Trude, das darfst du nicht sagen. Mein Glück ist anders als deines, aber ich bin mit meinem nicht nur zufrieden, sondern ebenso glücklich wie du.“

„Ach, sprich nicht wie ein Blinder von der Farbe!“ rief die junge Frau energisch aus und lächelte versonnen. „Ich hätte mir mein Glück nicht rauben lassen, ich hätte die Schranken durchbrochen und mir genommen, was mir gehörte.“

„Es gehörte mir eben nicht,“ erwiderte Grete sanft. „Ich habe auch nicht dein Temperament, ich bin, offen gesagt, viel zu schwach dazu. Nein, störe mich nicht aus meiner Ruhe, die ich mir mühsam genug erkämpft habe.“

„Das war doch endlich ein aufrichtiges Wort. Nun werde ich dich zufrieden lassen.“

Nach einer Weile hob die Frau den Kopf. „Wo doch jetzt der Fritz sein mag?“

„Bist du in Sorge um deinen Mann?“

„Ein bißchen doch. Er läßt sich ja nicht so leicht an den Wagen fahren, aber lieber wäre es mir doch gewesen, wenn er hinter den beiden Kühen ein Kreuz gemacht und nicht zu der Schwefelbande 'rübergefahren wäre.“ Ohne

äußere Veranlassung lachte sie laut auf. „Was mir eben einfällt! Damit wirst du ihm auf seine Neckerei gut dienen können. Weißt du nichts von seiner Spalierbildung? Nein? Na, dann hör' zu! Die Sache ist schon ziemlich alt und liegt schon einige Jahre vor dem Weltkriege zurück. Eines Tages hörte Fritz in der Stadt, daß die Kaiserin bei ihrem Besuche Ostpreußens über unser Gut fahren wird. Was tut Fritz? Er macht alle seine Leute beritten, nicht nur die Männer und die Jungens, sondern auch die Weiber. . . . Ja wirklich, auch die Weiber. Und als die Kaiserin durchfährt, ist der Weg, soweit er durch Schillehnen führt, zu beiden Seiten mit Reitern bestellt. Die hohe Dame soll herzlich gelacht haben über die berittene Garde. Wenn er in Litauen nichts ausrichtet, machst du ihm morgen beim Frühstück den Vorschlag, mit seiner berittenen Garde in Litauen einzurücken."

„Wird er mir das auch nicht übelnehmen?"

„Ach wo, er ist allerdings eine Zeitlang heftig damit geneckt worden, aber jetzt lacht er schon darüber."

Die Freundinnen hatten sich schon gute Nacht gesagt, als Maleika nach Hause kam. Seine Frau sah es ihm an, daß er den Tag über viel getrunken haben mußte, aber er war völlig nüchtern. Auf der Rückfahrt hatte sich sein Aerger etwas gelegt, aber seine Frau hielt es doch für besser, nicht gleich zu fragen, sondern ihm Zeit zu lassen. Sie führte ihn an den gedeckten Tisch, und er hieb kräftig ein. Dann schob er den Teller weg und goß sich ein Glas Rotwein ein.

„Nun habe ich noch ein paar hundert Gulden den Kühen nachgeworfen und doch nichts erreicht," sagte er mit grimmigem Lächeln. „Na, wenigstens weiß ich, woran ich für die Zukunft bin. Ich habe glattweg der Rasselbande den Krieg erklärt."

Die junge Frau mußte unwillkürlich lächeln. „Also du hast den Krieg erklärt?“

„Jawohl, ich habe ihnen klipp und klar gesagt, daß ich jetzt jede Nacht bewaffnete Wächter aufstelle und jeden, der von drüben über die Scheschuppe kommt und meinen Boden betritt, abschießen lasse wie einen Hund.“

„Aber, Fritz . . .“

„Nicht aber, Trude, sondern also,“ erwiderte er heftig. „Das ist die einzige Möglichkeit, wie wir uns vor fortgesetzten Räubereien und womöglich noch Schlimmerem, vor Bandenüberfällen schützen können.“

„Na, erzähl' doch, wie war es drüben?“

Der Hausherr nahm erst einen Schluck, wischte sich den mächtigen blonden Schnurrbart und lehnte sich behaglich zurück. „Also wie wir drüben ins Dorf reinfahren, sehen wir auf einem Zaun das frisch abgezogene Fell unserer Juno hängen. Ich fuhr pleine chasse weiter zum Landrat. Er wand sich wie ein Wurm, denn ich habe ihm heftig auf die Hühneraugen getreten. Er werde sofort eine Untersuchung einleiten, es würde aber doch besser sein, wenn ich mich an die Militärbehörde wendete. Ich zur Militärbehörde. Denke dir, der alte gemütliche Major, der auch mal bei uns hier gewesen ist, hat einem Polen weichen müssen. Jawohl, so sieht die Autonomie Litauens nach der Vereinigung mit Polen aus. Alle höheren Stellen im litauischen Heer sind mit Polen besetzt. Auch der Adjutant ist ein Pole, ein verflucht nobles Luderchen. . . . an jedem Arm ein goldenes Armband, Einglas im Auge. Ich verlange, den Major zu sprechen. „Der Herr Major läßt sich jetzt nicht sprechen,“ sagt mir der Schnüffel. Ich hatte mir vorgenommen, ruhig zu bleiben, und habe es auch durchgeführt. Aber leicht ist es mir nicht geworden. „Na, dann vielleicht später,“ sage ich. „Auch später nicht. Worum

handelt es sich denn?" — „Mir sind heute nacht zwei Kühe gestohlen worden." — „Da müssen Sie sich an den Landrat wenden." — „Bei dem war ich schon, er hat mich hierher geschickt!"

„Es war gut," fuhr er nach einer Weile fort, nachdem er seine Erregung durch einen Schluck Rotwein gedämpft hatte, „daß in diesem Augenblick ein litauischer Offizier 'reintrat, der kleine Karalus, der frühere Adjutant. Er begrüßt mich höflich und freundlich. Ich werde wieder ganz ruhig und sag': Herrschaften, so etwas bespricht sich am besten bei einem Glas Rotspon, wozu ich Sie höflichst einlade. Das wurde natürlich mit Freuden angenommen, wir gehen in das erste Gasthaus, und ich fange an, sie aufzufüllen. Erst einen Schnaps, noch einen und noch einen und dann sogenannten Rotwein. Ein schauderhaftes Gesöff. Es dauert auch nicht lange, da habe ich die ganze Stube voll Offiziere, Leutnants, Hauptleute und Rittmeister, und zuletzt erschien auch der Herr Major, der nicht zu sprechen war. Ich wußte jetzt auch, weshalb. Er hatte einen Riesenkater, schon mehr Königstiger, und legte heftig Hundehaare auf. Na, ich sage dir, Trudchen, ich habe nicht schlecht vom Leder gezogen. Und die Kerle steckten alles ein, was ich sagte. Ein Hauptmann, übrigens ein ganz anständiger, liebenswürdiger Mann, gestand mir zuletzt, daß sie es gar nicht wagen könnten, die Soldaten wegen des Diebstahls zur Rechenschaft zu ziehen. Sonst müßten sie gewärtig sein, in der Dunkelheit hinterrücks eine Kugel zu bekommen. Denke dir, die Soldaten haben schon seit vierzehn Tagen nicht ein Brot geliefert bekommen. Sie müssen stehlen und rauben, wenn sie nicht hungern wollen, daß ihnen die Schwarte knackt. Weißt du, Frau, wenn ich daran denke, daß dies Gesindel einmal sich zu unseren Herren aufwerfen könnte, dann möchte ich schon jetzt aus der Haut

fahren. Die russischen Grenzoffiziere von früher waren gerade auch keine Tugendhelden, aber sie hielten doch Zucht und Ordnung unter ihren Straschniks. Und wenn man mal 'rüber mußte, um nach einem gestohlenen Stück Vieh oder Gaul zu forschen, dann fand man doch beim Naczalnik bereitwillige Unterstützung . . ."

Er stand auf. „Geh' schlafen, Schatz! Ich bin in einer Viertelstunde wieder zurück. Ich will noch für die Zeit von zwölf bis vier Uhr Wachen ausstellen. Das Vieh ist doch, wie ich angeordnet habe, zum Abend eingetrieben worden?"

„Ja, es ist alles drin."

Am steilen Ufer der Scheschuppe saßen, von Gebüsch gedeckt, der Kämmerer und der Inspektor. Jeder hatte sein doppelläufiges geladenes Jagdgewehr auf den Knien liegen. Sie unterhielten sich flüsternd von dem, was auch ihre Herzen erfüllte.

„Der Herr hat nichts ausgerichtet," meinte der Inspektor, „obwohl die Kuhhaut auf dem Zaun von einem Haus hing. Ich habe ihm abgeraten. Die Offiziere wollen nicht, und sie können auch nicht. Ich fürchte, wir können uns noch auf ganz andere Stückchen gefaßt machen."

„Ja, Herr Inspektor," erwiderte der grauhaarige Kämmerer, der auf dem Gut geboren und aufgewachsen war, „wenn man nicht so an dem Grund und Boden hängen möchte, dann wäre es am besten, man packt seine sieben Sachen und zieht weg."

„Nanu, Klimkat, Sie werden doch nicht ausreißen?"

„Nein, Herr Inspektor, ich meint' man so. Aber so 'ne Zeit, wie im Herbst vierzehn, möcht' ich nicht noch mal durchmachen. Wohin sollte man jetzt fliehen? Damals zogen wir aus mit Sack und Pack, mit Wagen und allem Vieh bis nach Westpreußen und noch weiter. Na, und wohin sollten wir jetzt fliehen, wenn's mal losgeht? Wir sind doch

ringsum eingehegt wie eine Herde Vieh vom Staketenzaun."

Nach einer Weile fuhr er fort: „Die Leute reden untereinander, daß wir bald Krieg mit den Polacken und Litauern bekommen werden. Glauben Sie auch?"

„Es ist gar nicht ausgeschlossen. Na, und wie denken die Leute darüber?"

„Ja, Herr Inspektor, da sind wir alle einer Meinung: wir lassen die Kerle nicht 'rüberkommen, und wenn sie kommen, dann gibt's Dresche. Bloß einer . . . na, Sie wissen ja, wen ich meine . . . hetzt. Dann wird das Land aufgeteilt, und wir kriegen jeder ein Bauerngut.... Aber ich sag': lieber in Ostpreußen Knecht sein als in Polen oder Litauen Herr."

„Da haben Sie recht," wisperte der Inspektor, „aber horchen Sie mal, da drüben wird gesprochen."

Es dauerte nicht lange, da unterschieden sie beim Sternenlicht drei Gestalten, die mit nackten Beinen in das seichte Flüßchen hineinstiegen. Der Inspektor hob das Gewehr und feuerte über ihre Köpfe einen Schuß ab. „Psiakrew, strelajo" (sie schießen), hörte man einen laut sagen. Dann waren die Gestalten in der Dunkelheit verschwunden.

„Haben Sie gehört, Klimkat?" fragte der Inspektor, „das war ein Polack."

„Ja, hier sind eine ganze Masse Polacken unter das litauische Militär verteilt. Na, heute kommen die aber nicht wieder."

Die Gutsherrin hatte den Schuß gehört. Allerlei dumme Gedanken und Sorgen ließen sie nicht schlafen. Was war das für eine schreckliche Zeit! Und daß ihr Gut auch gleich so dicht an der Grenze liegen mußte. . . . Ihr Brummbär schlief fest und schnarchte. Die Unterredung mit den Herren da drüben war doch etwas anstrengend ge=

wesen. Mit angehaltenem Atem lag sie und lauschte. Es blieb alles still. Vielleicht ist einem von den Wächtern das Gewehr losgegangen, oder einer hat, um sich selbst Mut zu machen, einen Schreckschuß abgegeben. . . . Deswegen brauchte sie ihren Mann nicht zu wecken. Morgen würde man ja erfahren, weshalb der Schuß gefallen war. Noch lange lag sie wach und dachte hin und her. Ob sie ihren Mann nicht bitten sollte, das Gut zu verkaufen und wegzuziehen? Das wäre wohl vergeblich. Er gab so leicht das Gut nicht auf, das schon mehr als hundert Jahre in der Familie war. Und wer würde auch jetzt ein Gut, das so dicht an der Grenze lag, kaufen?

3. Kapitel.

Mit Erstaunen hörte Maleika am nächsten Morgen von seiner Frau, daß in der Nacht ein Schuß gefallen wäre. Er ließ sofort Baumann rufen und sich von ihm Bericht erstatten.

„Sie hätten nicht drüber wegschießen sollen, sondern auf die Beine halten, und der Klimkat hätte auch schießen müssen, um den Kerlen einen ordentlichen Schrecken einzujagen," brummte der Hausherr.

Vor dem Frühstück regte Frau Trude an, ob sie nicht ihrer Freundin nahelegen sollte abzureisen. Ihr Mann lachte laut auf. „Das wäre ja noch besser. Nein, mein Goldchen, so weit sind wir denn doch noch nicht. Das werden sich die Herrschaften von drüben noch dreimal überlegen, hier mit Gewalt einzubrechen und zu plündern."

Lachend begrüßte er Grete und fragte, ob sie sehr furchtsam sei. „Das weiß ich nicht, ich habe es noch nicht erprobt," lautete die Antwort.

„Ich meine, ob Sie sich hier bei uns sicher fühlen?"

„Ja, das müssen Sie doch besser wissen, ob ich hier bei Ihnen sicher bin oder nicht."

„Meine Frau sieht nämlich Gespenster und will Ihnen anheimstellen abzureisen."

„Wenn ihr mich los sein wollt, fahre ich selbstverständlich sofort ab."

„Da hast du es, Trude. Nein, mein Fräulein, wir behalten Sie gern bei uns; bleiben Sie nur ruhig hier."

Bald nach dem Frühstück kamen zwei Offiziere von drüben auf den Hof geritten, der Adjutant, ein Herr von Tuczynski, und der Litauer Karalus. Maleika fing sie auf dem Hof ab und ärgerte sich, daß sie nicht unbewaffnet gekommen waren, sondern den Säbel an der Seite und die Pistole am Gurt trugen. Ganz kurz fragte er: „Was führt die Herren hierher?"

„Eine sehr wichtige Angelegenheit, die sich nicht hier auf dem Hof abmachen läßt," erwiderte der Pole hochfahrend.

„Bitte." Maleika führte sie in sein Arbeitszimmer und lud durch eine kurze Handbewegung zum Platznehmen ein.

„Von Ihnen oder Ihren Leuten ist heute nacht ein litauisch-polnischer Soldat auf litauischem Gebiet angeschossen worden."

„Das erste, was ich höre. Ist der junge Mann schwer verwundet?" fragte der Gutsherr mit einer Betonung, die als Spott empfunden werden sollte und wurde.

„Darauf kommt es nicht an", fuhr der Pole mit gehobener Stimme fort, „sondern daß von Ihrer Seite auf unser Gebiet geschossen worden ist."

„Wo befand sich denn der Soldat?"

„Im Fluß; es waren drei Mann, die mit einem Kescher fischen gehen wollten."

„Sie müssen schon entschuldigen," erwiderte der Gutsherr, jedes Wort dehnend, „daß ich meine Fische allein fangen und essen will." Mit scharfer Stimme fügte er hinzu: „Der Fluß gehört in seiner ganzen Breite mir. Die litauische Grenze beginnt erst am anderen Ufer."

Er drückte auf den Knopf der Glocke und befahl, den Inspektor zu rufen. „Baumann, wo standen heute nacht die drei Kerle?"

„Im Fluß, beinahe schon über der Hälfte."

„Haben Sie bemerkt, daß die Kerle einen Kescher mit hatten?"

„Nein, Herr Maleika, das hätte ich sehen müssen."

„Haben Sie auf einen der Kerle gezielt?"

„Nein, ich wollte bloß einen Schreckschuß abgeben und hielt so hoch, daß ich keinen treffen konnte."

„Ich danke, es ist gut. Nun, meine Herren, wenn Ihr tapferer Soldat vor Schrecken krank geworden ist, wird er auch wieder gesund werden. Ich habe es Ihnen schon gestern in allem Ernst gesagt, daß ich auf jeden schießen lasse und selbst schießen werde, der von drüben her meine Besitzung betritt. Sie waren gestern wohl nicht . . . . in der Lage, die Tragweite meiner Worte richtig zu erfassen. Deshalb wiederhole ich sie heute. Halten Sie Ihre Leute im Zaum, dann werden wir auch weiter in Frieden miteinander auskommen. Aber ich sage Ihnen noch mal: ich werde mich gegen jeden Angriff von Ihrer Seite nachdrücklichst wehren." Er erhob sich. „Haben die Herren sonst noch Wünsche?"

„Nein", erwiderte der Pole heftig. „Wir dachten die Sache in Gutem beizulegen . . ."

„Das kann ja noch geschehen, sobald Sie mir die Bestrafung der drei Uebeltäter melden . . . ."

„Die Sache ist doch ernster als Sie glauben, Herr Maleika," warf jetzt der kleine Litauer ein. „Wir werden jetzt bei Ihrer Regierung in Berlin Genugtuung und Bestrafung der Schuldigen verlangen müssen."

„Es muß auch sofort festgestellt werden, daß die Hälfte des Flusses zu Litauen gehört", warf der Pole ein.

„Bitte, tun Sie alles, was Sie nicht lassen können", erwiderte der Gutsherr mit eisiger Ruhe. „Und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich alles tun werde, um Ihren Kerlen das Rauben und Stehlen abzugewöhnen. Verlassen Sie sich darauf!"

Mit einem steifen Nicken des Kopfes verabschiedete er die beiden Offiziere, ohne ihnen das Geleit zu geben.

Als sie die Treppe der Veranda heruntersstiegen, kamen Trude und Grete von einem Gang über den Hof zurück. Der Litauer grüßte verbindlich und kam auf die Hausfrau zu, die er flüchtig auf dem Bahnhof in Pillkallen kennengelernt hatte.

„Ergebenster Diener, gnädigste Frau, darf ich Ihnen meinen Kameraden, Leutnant v. Tuczynski vorstellen?" Der Pole kam heran, schlug die Hacken zusammen und verbeugte sich tief.

„Die Herren wollen uns schon wieder verlassen?"

„Wir kamen in bester Absicht, gnädige Frau," erwiderte der Pole näselnd, „aber Ihr Herr Gemahl hat uns sehr schroff behandelt und kurz abgefertigt."

Er sah dabei nicht die Gutsfrau an, sondern sein stechender Blick ruhte auf Grete, der sie jetzt von Trude vorgestellt wurden.

In diesem Augenblick kam der Inspektor im Galopp angeritten. „Die Banditen von drüben haben eben versucht, einen Ochsen zu stehlen", rief er dem Gutsherrn zu, der eben auf die Veranda hinaustrat. „Zwei fingen den Ochsen und wollten ihn wegführen, als ich mit drei Mann, die in der Nähe pflügten, erschien. Zwei standen oben am Fluß und schossen auf uns. Einer von den Litauern hat was abgekriegt."

Sofort, als Baumann zu berichten begann, hatten sich die beiden Offiziere, ohne Abschied zu nehmen, auf ihre Gäule geworfen und gaben ihnen die Sporen.

„Na, und was weiter?“ fragte Maleika ruhig.

„Wir haben natürlich den beiden Räubern das Leder gründlich versohlt . . . die anderen rückten aus, als wir ihnen näherkamen . . .“

„Es ist gut, Baumann. Wir müssen jetzt scharf aufpassen . . . Die Kerls drüben hungern, denen ist alles zuzutrauen. Gleich nach Mittag kommen Sie zu mir, da wollen wir besprechen, wie wir uns am besten wehren. Habt Ihr auch das Vergnügen genossen, die beiden Helden kennen zu lernen?“

„Jawohl“, erwiderte Trude lachend. „Der kleine Litauer begrüßte mich sehr liebenswürdig.“

„Und der Pole beklagte sich, daß Sie ihn sehr unhöflich behandelt hätten“, warf Grete ein.

„Wie hat er Ihnen denn gefallen?“ erkundigte sich der Gutsherr mit spitzbübischer Miene.

„Brr .. ein unangenehmes Gesicht .. der stechende Blick.“

„Ja, mir zuckt es schon in der Faust, wenn ich es bloß ansehe.“

Er ging in sein Zimmer, hob den Fernsprecher ab und verlangte Verbindung mit dem Landratsamt. Nach einer Weile kam er sichtlich verstimmt ins Wohnzimmer. „Aequam memento, zu deutsch: Mensch, ärgere dich nicht; aber, meine Damen, der Rat ist leichter gegeben als befolgt. Wißt ihr, was mir der Landrat eben gesagt hat? Ich möchte doch ja versuchen, mit meinen Grenznachbarn in Ruhe und Frieden auszukommen. Na, dem Pazifisten werde ich bei der nächsten Kreisausschuß-Sitzung gehörig einheizen. Der wird was von mir zu hören bekommen. Ich werde mir jetzt das Wehrkommando in Königsberg vorknöpfen und schlankweg

dreißig Mann von der Sipo verlangen. Da läutet es schon Sturm. Ich komme schon . . .“

„Gleiche Brüder, gleiche Kappen“, meinte er grimmig lachend, als er wiederkam. „Dazu bedarf es also eines Antrags an das Reichswehrministerium. Ich glaube, man wird mir noch einen Strick daraus drehen, daß ich mich nicht, ohne zu mucken, bestehlen und ausplündern lasse. Man möchte wirklich aus der Haut fahren. Was wird das erst werden, wenn drüben die ganze Bevölkerung hungert. Es wird mir wohl nichts übrig bleiben, als heute zum Oberpräsidenten nach Königsberg zu fahren. Erreiche ich dort nichts, was ich beinahe als sicher annehme, dann fahre ich weiter nach Berlin. Meine Partei muß im Reichstag gleich Lärm schlagen. Wirst du so gut sein, Schatz, mich für die Reise auszurüsten?“

Im Begriff, aus der Tür zu gehen, wandte er sich nochmal um. „Wie wär's, wenn ihr beide mich begleiten möchtet? Du wirst sicherlich etwas einzukaufen haben . . . abends gehen wir ins Theater . . . Wenn ich nach Berlin fahre, so bleibt ihr bei der Tante Frieda, bis ich zurückkomme und euch abhole . . “

Trude sah fragend Grete an. „Hast du Lust?“

„Nein, Trudel, mir ist Ruhe und frische Luft nötiger als ein Großstadtbummel. Aber laß dich nicht abhalten. Ich bleibe gern auch allein hier . . “

„Dann fahre ich selbstverständlich nicht.“

„Es würde mir aber leid tun, wenn . . .“

„Ach was“, erwiderte Trude lachend, „dem Fritz ist es ja mit seinem Vorschlag nicht ernst. Der fährt doch lieber allein . . . Ja, ja, Alterchen, du bist erkannt . . . Na, ich gönne es dir, daß du dich ein paar Tage austobst. Hast ja den ganzen Sommer über fleißig gearbeitet und solide gelebt.“

„Na, denn nicht", meinte Maleika lachend. „Wer nicht will, der hat schon. Die Gnadentür stand weit offen."

„Du kannst uns dafür ja etwas Schönes mitbringen, das werden wir dir nicht übel nehmen, nicht wahr, Gretel?"

„Durchaus nicht, und wenn's 'ne Tafel Schokolade ist."

Lachend verschwand das Ehepaar.

Gleich nach Mittag fuhr Maleika ab. Als er vom Wagen herab noch einmal grüßte, meinte Trude lachend: „Ich glaube, der Fritz läßt sich gern täglich eine Kuh stehlen, wenn er deswegen nach Königsberg fahren kann."

„Aber, Trude, du tust deinem Mann Unrecht..."

„Du, Grete, ich werde nächstens eifersüchtig."

Grete wurde ernst. „Ach, Trude, wenn du bei allen davor so sicher wärest wie bei mir . . ."

Trude faßte sie rund um. „Du Dummchen, du mußt doch nicht alles so schwer nehmen."

Schon in der Bahn hatte Maleika Bekannte getroffen, die auch nach Königsberg fuhren. Bald war das allgemeine Gesprächsthema gefunden: das Verhältnis Ostpreußens zu seinen feindlichen Nachbarn. Es wurde erzählt, daß Händler in Autos überall umfuhren, um Kartoffeln und Getreide aufzukaufen. Sie boten nicht nur den behördlich festgesetzten Höchstpreis, sondern darüber hinaus für Anfuhr und Verladung noch einen Zuschlag, der die Hälfte des Preises ausmachte. Die Waggons gingen alle in den polnischen Korridor, aber nicht hindurch. Ja, es seien bereits drei ganze Züge mit Lebensmitteln für das Reich im Korridor verschwunden.

„Kein Wunder", meinte ein Gutsbesitzer, der aus Masuren kam, „Polen steht vor einer Hungersnot wie seinerzeit Rußland. Wir treiben unser Vieh nicht mehr aus und halten es nachts unter scharfer Bewachung, denn es ver-

geht kein Tag, wo nicht irgendwo ein paar Stück Vieh gestohlen werden."

Es wurde die Meinung ausgesprochen, daß die Reichsregierung so schnell wie möglich mit der Sicherheitswehr die Grenzen besetzen müßte.

„Ja, meine Herren, etwas muß geschehen", rief Maleika dazwischen. „Wir sind moralisch verpflichtet, unsere Ueberschüsse an Getreide und Kartoffeln ans Reich zu liefern. Wir sind ja auch so weit, daß wir dafür Zug um Zug mit Kohlen und Düngemitteln beliefert werden. Wir schädigen uns also selbst, wenn wir unsere Vorräte zu unmäßigem Preis an Polen verkaufen. Dagegen müssen wir uns mit allen Kräften wehren, denn, meine Herren, ich bin der Meinung, daß wir alle unsere Vorräte in diesem Winter noch sehr nötig für uns selbst brauchen werden."

Aus dem Nebenabteil erscholl ein lautes Bravo, und eine Stimme rief: „Die Polacken sollen sich von ihren guten Freunden, den Franzosen, helfen lassen."

Ein allgemeines Gelächter folgte. Es wurde noch viel hin und her gesprochen. Alle waren sich darüber einig, daß die berufene Vertretung der Landwirtschaft in Berlin nachdrückliche Vorstellungen erheben müsse, daß die Versorgung des Reiches mit den ostpreußischen Ueberschüssen sichergestellt würde. Und vor allem müsse die Grenze gegen den Schmuggel von hüben und die räuberischen Ueberfälle von drüben geschützt werden.

Zwei angesehene Grundbesitzer erboten sich, mit Maleika in Königsberg die geeigneten Schritte zu unternehmen. Alle drei nahmen im „Berliner Hof" Wohnung und begaben sich sofort zum Oberpräsidium. Ihre Bemühungen verliefen ohne Ergebnis.

Man beschloß, noch heute abend nach Berlin weiterzufahren und sich telegraphisch anzumelden. Nach einer kräfti-

gen Sitzung im Blutgericht stiegen die drei Ostpreußen gegen Abend in den Zug und gondelten nach Berlin.

Die beiden Damen in Schillehnen ließen um die Kaffeezeit den geschlossenen Wagen anspannen und fuhren nach Staneitschen zu Maleikas Schwester und Schwager zum Besuch. Vorher noch hatte sich Trude durch eine Besprechung mit dem Inspektor davon überzeugt, daß der Hof in der Nacht genügend bewacht werden sollte und würde. Das Vieh sollte noch vor Eintritt der Dunkelheit eingetrieben und die Ställe verschlossen werden. Zwei Patrouillen von je drei Mann sollten mit zwei scharfen Hofhunden rings um das Gehöft gehen. Baumann meinte, die Litauer würden überhaupt nichts unternehmen, weil sie wüßten, daß der Gutshof scharf bewacht würde. Er wollte auch noch in das nur eine kleine Strecke entfernte Dorf gehn und die Männer zur Wachsamkeit auffordern.

Ziemlich beruhigt fuhr Trude, die ihre Besorgnis vor Grete verheimlichte, ab. So gern sie ihre liebe Jugendfreundin auch bei sich hatte, so lieb wäre es ihr doch gewesen, wenn Grete aus freien Stücken abgefahren wäre. Die frechen Blicke, mit denen der Pole das junge Mädchen verschlungen hatte, beunruhigten sie.

In Staneitschen fanden sie eine vergnügte Gesellschaft. Einige Jäger waren des Morgens aus der Stadt zu Besuch gekommen. Die Feldgehölze wurden mit gutem Erfolg getrieben, und die kleine, aus dem Stegreif veranstaltete Jagd hatte ein Dutzend Hasen und zwei Füchse ergeben. Nun sollte das Weidmannsheil durch ein fröhliches Schüsseltreiben gefeiert und kräftig begossen werden. Die beiden Damen wurden als Bereicherung der Gesellschaft mit Freuden begrüßt. Durch den Fernsprecher wurden die Frauen der Jagdgäste in der Stadt benachrichtigt und zu dem Jagdschmaus eingeladen.

Die Bewirtung machte der Hausfrau keine Kopfschmerzen, denn die Mamsell brauchte nur in die Kammer zu gehen, wo auf langen Regalen die Gläser mit eingeweckten Braten aller Art in Reih' und Glied standen.

Erst um drei Uhr nachts trennte man sich. Trude hatte all die Stunden hindurch eine geheime Angst in sich getragen, die sie nicht zum Genuß der fröhlichen Geselligkeit kommen ließ. Und auf der Rückfahrt mußte sie sich noch ganz besonders zusammennehmen, um ihre geheime Angst der unbefangen plaudernden Freundin nicht zu verraten. Man war etwa noch einen Kilometer von Schillehnen entfernt, als der Kutscher mit einem Ruck die Pferde anhielt. Trude beugte sich aus dem Schlag. „Was ist los, Schneidereit?"

Der alte Kutscher beugte sich zur Seite und wies mit dem Peitschenstiel nach vorn. „Gnädige Frau, eben geht ein Feuer hoch. Das kann nur in Schillehnen sein."

„Fahr zu, aber schnell!"

In demselben Augenblick kam ein wimmernder Ton durch die stille dunkle Nacht . . . Es war die Schulglocke, die mit ihrem Stimmchen wimmerte. Der Kutscher hielt noch immer. „Gnädige Frau," rief er, rückwärts gewandt, „das kann nur unser Kuhstall sein; ich habe auch schießen gehört. Soll ich nicht umkehren?"

„Nein, fahr zu!" Eine ruhige Entschlossenheit war über Trude gekommen. Jetzt, da ihr Mann nicht zu Hause war, gehörte sie als seine Stellvertreterin zu ihren Gutsleuten.

Der Wagen war etwa fünfhundert Meter in scharfem Trab gefahren, als die Pferde so heftig zurückprallten, daß die Deichsel brach. Ein dicker Strick war von Baum zu Baum quer über den Weg gespannt. In demselben Augenblick sprang ein Dutzend Kerle in grauen Röcken mit ge-

schwärzten Gesichtern, wie man beim Scheine der hellen Wagenlaternen sah, von allen Seiten auf den Wagen zu. Zu beiden Seiten wurde der Schlag aufgerissen, rohe Hände zerrten die beiden Frauen aus dem Wagen. Beiden wurden große Decken über den Kopf geworfen, sie fühlten sich aufgehoben und getragen. Der alte Kutscher, der wacker mit der Peitsche auf die Räuber eingeschlagen hatte, wurde vom Bock gerissen und heftig zerschlagen, die wertvollen Kutschpferde, zwei Trakehner Stuten, abgesträngt und weggeführt.

Einige Minuten später war der nächtliche Spuk in der Finsternis verschwunden.

Stöhnend und fluchend raffte sich Schneidereit auf und schleppte sich nach dem Gutshof zu. Der brennende Stall, aus dem die Flammen haushoch emporschlugen, beleuchtete ihm den Weg. Vom Kirchdorf her läutete die Feuerglocke und rief die ganze Umgegend zum schleunigen Hilfswerk.

Auf dem Gutshof herrschte großes Getümmel. Baumann, durch einen Hieb über den linken Arm nicht unerheblich verwundet, leitete die Rettungsarbeiten. Es galt zunächst, die wie toll brüllenden und an ihren Ketten zerrenden Kühe aus dem an allen Ecken brennenden Stall zu schaffen. Es gelang nur bei wenigen, denen man Säcke über die Augen deckte. Die meisten kamen in dem Flammenmeer um, denn die von der Hitze und dem Rauch wild gewordenen Tiere ließen sich nicht leiten . . .

Als die erste Spritze aus den Nachbardörfern anlangte, fanden sie nur noch einen rauchenden Trümmerhaufen, aus dem ein entsetzlicher Gestank drang.

4. Kapitel.

Bei dem früheren „Geheimen Kreis-Konditor“ Julius Boldt, wie er sich während des Krieges mit gutem Humor selbst betitelt hatte, als es noch eine Kunst war, die Naschmäulchen der Stadt mit Näschereien und Süßigkeiten zu versorgen, war eine fröhliche Gesellschaft zur Feier seines siebzigsten Geburtstages versammelt. Das offene Geschäft hatte er aufgegeben und sich zur Ruhe gesetzt, aber für größere Familienfestlichkeiten lieferte er noch immer das Festgebäck und nannte sich deshalb „Unabhängiger Tortenbauer“. Mit manch einem kräftigen Wort war er den Abend „besprochen“ worden, denn der vorzügliche Tropfen, den er seinen Gästen fleißig einschenkte, hatte die Zungen gelöst. Bald teilte sich die Gesellschaft in kleinere Verbände von drei und vier Mann, die entweder einen soliden Skat droschen oder weniger solide „mauschelten“.

Es war schon lange nach Mitternacht, als die Gäste sich entfernten. Auf dem Markt begann man sich zu verabschieden und zu trennen, wobei man auf einen grellen Feuerschein aufmerksam wurde, der am südwestlichen Himmel stand. Man pflegt sich meist über die Entfernung eines nächtlichen Feuers zu täuschen. Aber bei diesem war es nicht gut möglich, denn als die Gesellschaft durch die nächste Straße den Ausgang der Stadt erreicht hatte, sah man die Flammen emporzüngeln und die dichten Rauchschwaden abstreichen. Das konnte nur das große Dorf Turoscheln

sein, das etwa eine Meile von der Stadt entfernt liegt, rings von der großen Heide umgeben.

Man beratschlagte darüber, ob und wie man die städtische freiwillige Feuerwehr alarmieren könnte, als ein Wagen im Galopp heranjagte. Bei dem Haufen Männer blieb er halten. Ein Mann sprang heraus. Es war der Schneidemühlenbesitzer Wagner. Er wurde umringt und mit Fragen bestürmt.

„Eine große polnische Bande hat das Dorf überfallen", berichtete er in voller Aufregung. „Auf drei, vier Stellen haben sie die Häuser angesteckt. Leiterwagen haben sie mitgebracht. Das Vieh wird weggeschleppt, das gedroschene Getreide eingesackt und auf die Wagen geladen. Auf die Menschen, die aus den Häusern laufen, wird geschossen. Ich bin aufgewacht, als mein Hofhund heftig bellte und heulte, zog mich schnell an, nahm meine Flinte und lief hinaus. Da schossen auch schon die ersten Flammen hoch. Ich lief aufs Dorf zu, kehrte aber schnell um, als ich gesehen und begriffen hatte, was los war. Ich habe mein Hauspersonal geweckt, angespannt und bin hierher gerast . . . die Stadt muß helfen."

Das war leichter gesagt als ausgeführt. Die Männer liefen durch die Straßen, schlugen mit den Stöcken an die Fensterläden und schrien: „Feuer!" Hier und dort trat ein Mann oder eine Frau in mangelhafter Bekleidung vor die Tür und fragte mehr neugierig als erschreckt: „Wo brennt es denn?"

Von dem Lärm waren auch die beiden Nachtwächter erwacht und bliesen Feuer-Alarm. Nun begannen sich Menschen auf den Straßen anzusammeln, die sich die Nachricht zuriefen, daß Turoscheln von einer polnischen Bande überfallen und geplündert worden sei. Die Mitglieder der freiwilligen Feuerwehr versammelten sich in Uniform auf

dem Marktplatz, aber als sie die Ursache des Alarms erfahren hatten, bezeugten sie keine Lust, mit den Spritzen herauszufahren. Es wäre geradezu Wahnsinn, unbewaffnet unter die Räuberbande hinauszufahren, die doch ohne Zweifel aus polnischen Soldaten bestand.

Der Besitzer des Hotels am Markt hatte die Sachlage richtig erfaßt, denn er steckte das Licht in den Gastzimmern an und öffnete seine Pforten. Sofort waren die Räume von aufgeregten Menschen erfüllt, die sich auf den Schreck durch einen Schluck stärken wollten. In einem Zimmer hatten sich führende Männer aus der Bürgerschaft, Beamte von der Post und Eisenbahn und andere, zusammengefunden. Auch der Landrat und der Bürgermeister erschienen. Aufgeregt ging die Rede hin und her. Es sei ein schwerer, sich nunmehr rächender Mißgriff gewesen, die Ortswehren aufzulösen und ihnen die letzten Waffen, die sie noch besaßen, zu nehmen. Jetzt sei man nicht einmal imstande, sich gegen eine plündernde Bande zu wehren. Selbst wenn man die zwei oder drei Dutzend Besitzer von Jagdgewehren zusammentrommelte, wäre es noch die Frage, ob sie gewillt sein würden, den mit Militärgewehren bewaffneten Polen gegenüberzutreten.

Aber es müsse doch etwas geschehen, rief ein Mann mit starker Stimme durch den Tumult. Jetzt wären die Dörfer für die Nacht völlig von der Welt abgeschnitten und hätten nicht einmal die Möglichkeit, durch den Fernsprecher solche Vorfälle nach der Stadt zu melden. Und diesem Ueberfall würden sicherlich noch weitere folgen. Denn die Polen wüßten ganz genau, daß sie beim Ueberfallen eines deutschen Dorfes gar keine Gefahr liefen.

Eine dumpfe, mutlose Stimmung lagerte sich über die Versammelten. „Wir sind mit gebundenen Händen den Polen ausgeliefert!“ rief einer. „Was könnten wir dagegen

machen, wenn sie mit zwei, drei Kompanien die Stadt besetzten und uns bis aufs Hemd ausplündern würden? Und das wird unweigerlich geschehen, wenn nichts dagegen getan wird."

Nach langem Hin- und Herreden wurde beschlossen, am nächsten Morgen nach Königsberg und Berlin den Vorfall telegraphisch zu melden und um die Sicherheitswehr für den Schutz der Grenze zu bitten.

Mittlerweile hatte sich der Marktplatz mit Flüchtlingen und Wagen gefüllt. Wie im Herbst 1914 beim Russeneinfall hatten die Bewohner der umliegenden Dörfer, von denen einige mit ihrer Spritze nach Turoscheln gefahren, aber sofort umgekehrt waren, als sie die Ursache des Brandes erkannten, ihre Leiterwagen angespannt, mit Betten und Hausgerät bepackt und waren davon gejagt nach der Stadt. Aus dem brennenden Dorf waren auch schon Flüchtlinge zu Fuß eingetroffen, die von entsetzlichen Greueltaten an den wehrlosen Einwohnern zu berichten wußten. Wer sich den Räubern entgegenzustellen wagte, wurde niedergeschlagen. In manchen Ställen war Vieh verbrannt. . .

Im Morgengrauen hatte sich aus beherzten Arbeitern und Bürgern eine Schar von über hundert Mann zusammengefunden, die, mit Aexten, Beilen, Forken, zum Teil auch mit Revolvern und Jagdgewehren bewaffnet, nach Turoscheln zu abmarschierten. Nach langem Verhandeln hatte sich in der Stadt ein Ausschuß gebildet, der die alte Einwohnerwehr wieder ins Leben rufen und von der Regierung Waffen zur Selbstverteidigung fordern sollte. Auf dem Postamt sollte von jetzt ab eine Wache zum Betrieb des Fernsprechers für die Nacht eingerichtet werden.

In Königsberg rief die gleichzeitig von der litauischen und polnischen Grenze einlaufende Meldung der Plünderung deutscher Dörfer große Aufregung und Bestürzung

hervor. Die Spitzen der Behörden hatten sich über die zahlreichen Uebergriffe der Grenznachbarn nie sonderlich aufgeregt. Das war auch schon früher, vor dem Kriege, vorgekommen, nur daß die deutschen Behörden bei genügender Energie bei den russischen Beamten bereitwillige Unterstützung fanden, während die jetzigen Machthaber die Beschwerden, die um Abhilfe ersuchten, entweder gar nicht beantworteten oder als unbegründet schroff zurückwiesen, womit sie denn auch erledigt waren. Die jetzigen Vorfälle durften nicht ungeahndet bleiben. Sonst war zu befürchten, daß die schutzlose Grenzbevölkerung von den Nachbarn systematisch ausgeplündert wurde. Der Oberpräsident fuhr noch an demselben Tage in Begleitung des Landeshauptmanns und des Präsidenten der Landwirtschaftskammer nach Berlin, um der Reichsregierung die Tragweite der Vorfälle klarzulegen und um Schutz zu bitten.

Die drei Herren fuhren nicht gerade mit großen Hoffnungen nach Berlin. Selbst wenn das Reich sich dazu aufraffte, eine erhebliche Verstärkung der Sicherheitswehr für Ostpreußen vorzunehmen, dann waren schon für den Transport erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden. Denn die Polen würden ohne Zweifel die gegen sie gerichtete Truppensendung nicht durch den Korridor lassen. Die Mannschaften müßten mit ihrer ganzen Ausrüstung über See hingeschafft werden.

Und wenn die Polen, was nicht ausgeschlossen, sondern zu erwarten war, Genugtuung und Schadenersatz verweigerten, dann war sozusagen der Krieg mit Polen unvermeidlich und die Polen würden keinen Augenblick zögern, die reiche Provinz mit all ihren Vorräten und Nahrungsmitteln mit Uebermacht anzugreifen, um sie sich einzuverleiben.

In der Bleikammer des Blutgerichts, der uralten Weinstube im Keller des Königsberger Schlosses saßen fünf Männer bei einer Flasche Burgunder.

„Erst müssen wir ruhig erwägen, wieweit unsere Mittel und Kräfte reichen“, fiel ein zweiter ein, in dessen judendfrischem Gesicht zwei große blaue Augen leuchteten. „Wollen Sie mich mal eine Weile ruhig anhören. Die Stimmung ist gut. Aber der Wille muß aufgestachelt und gefestigt werden. Wir müssen alle unsere Redner aufbieten und in allen Städten zunächst Volksversammlungen abhalten lassen. Zweitens müssen wir uns nach Bundesgenossen umsehen, Es gibt nur einen, der uns wirklich helfen kann und auch will: Rußland. Rußland ist nach dem Zusammenbruche des Bolschewismus wieder gestärkt und in vollem Aufschwung begriffen. Die Ernte ist in diesem Jahr vorzüglich, das Verkehrswesen auf der Höhe, die Fabriken arbeiten. Ich weiß es bestimmt und kann es deshalb hier aussprechen, daß die russische Regierung mit großer Aufmerksamkeit die Vorgänge und Zustände in Polen und Litauen verfolgt. Und die russische Regierung müßte mit Blindheit geschlagen sein, wenn sie nicht erkennen sollte, daß jetzt der richtige Zeitpunkt gekommen ist, die früheren Landesteile von ihrem Scheindasein zu erlösen. Daß der Wille dazu vorhanden ist, dürfte offenes Geheimnis sein. Wir müssen aber die Herren in Petersburg darauf stoßen, daß wir uns nicht wehren können, wenn wir nicht Waffen erhalten.“

„Unsere Behörden werden uns Schwierigkeiten in den Weg legen“, warf der alte Herr ein.

„Die müssen eben überwunden werden“, fuhr der Sprecher unbeirrt fort. „Und sie werden in dem Augenblick überwunden, wo ganz Ostpreußen sich wie ein Mann erhebt zu seiner Verteidigung. — — Wir müssen jetzt

gleich unseren Arbeitsplan festlegen und unter uns verteilen". Er bezeichnete durch Kopfnicken zwei Herren. „Sie fahren noch heute im Flugzeug nach Petersburg. Noch heute abend müssen wir den erweiterten Ausschuß einberufen. Das will ich besorgen. Unser alter Praktiker hier an meiner Seite macht seine Rednerschar mobil und schreibt sofort einen flammenden Aufruf, der noch heute nacht gedruckt und an die Vertrauensmänner geschickt werden muß. Sind Sie einverstanden? Ja? Dann wollen wir austrinken und aufbrechen. Er hob sein Glas. „Meine Herren: die Heimat!"

Hell klangen die Gläser aneinander.

Zwei der Herren gingen zusammen über den Gesekus-Platz nach dem Steindamm zu. „Unser Jüngster hat heute wieder einmal das Richtige getroffen", meinte der eine. „Dabei ist er nicht mal Ostpreuße, sondern ein Thüringer."

Ja, aber sein Herz ist mit Ostpreußen verwachsen," erwiderte der zweite. „Es hat mir sehr leid getan, als er vor zwei Jahren hier weg mußte. Aber ich wußte, er kommt wieder, wenn Not am Mann ist. Auf Wiedersehen heute abend."

* * *

Maleika kam mit seinen beiden Begleitern gerade aus dem Portal des Reichswehrministeriums, als die drei anderen Herren davor erschienen. „Was führt Sie denn hierher in die Höhle des Löwen?", rief er ihnen entgegen.

„Derselbe Anlaß wie Sie." erwiderte der Landeshauptmann.

„Na, dann können Sie sich den Weg sparen. Aus einem weichen Stein läßt sich kein Feuer schlagen. Aber vielleicht richten Sie mehr aus."

Der Landeshauptmann führte ihn ein Ende abseits. „Haben Sie Nachricht von Hause, Herr Maleika?"

„Nein, ich habe meiner Frau nur von Königsberg aus Nachricht gegeben, daß ich nach Berlin fahre. Morgen mittag bin ich wieder zu Hause.“ Zögernd fügte er hinzu: „Ist da was vorgefallen?“

„Ja, Herr Maleika, ich muß es Ihnen sagen. Eine litauische Bande hat Ihr Gut überfallen; Ihr Kuhstall ist in Flammen aufgegangen.“

„Das ist doch zum Radschlagen . . .“

„Ja, Herr Maleika, ich habe Ihnen noch etwas Schlimmeres mitzuteilen. Ihre Frau und ihre Freundin sind verschwunden, vermutlich von den Räubern entführt.“

Tief aufstöhnend griff der Gutsherr nach der Hand des Landeshauptmanns und preßte sie mit heftigem Druck. „Fassen Sie sich, lieber Freund, es ist sofort ein geharnischter Protest nach Warschau und Kowno abgegangen und die Auslieferung der beiden Damen gefordert worden. Wir werden auch hier alles daran setzen, um die Auslieferung der Damen zu erzwingen.“

Wie betäubt, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen, ging Fritz mit seinen Begleitern davon. In seinem Kopf wirbelte nur die eine Vorstellung herum: mein geliebtes, süßes Weib in den Händen der gewissenlosen Banditen! Wie geistesabwesend saß er am Tisch des Hotels, das sie zum Mittagessen aufgesucht hatten. Wie aus weiter Ferne schlug das Gespräch der Freunde an sein Ohr, die ihm Trost zusprachen. Der Zweck der Entführung sei doch nur, ein Lösegeld zu erpressen. Und die höheren Offiziere würden dafür sorgen, daß kein Unrecht geschehe.

„Was Ihr da redet, ist alles Unsinn“, brach er los. „Die Frauen sind aus ganz anderer Ursache geraubt. Die höheren Offiziere drüben erfahren und wissen nichts. Die Frauen sind jetzt schon spurlos verschwunden. Sie werden irgendwo verborgen gehalten und sind den schlimmsten Be-

leidigungen ausgesetzt.“ Er schob den Teller zurück und trank sein Glas leer. „Ich muß sofort zu dem litauischen Geschäftsträger . . . Ich setze eine hohe Belohnung für das Auffinden der Frauen aus.“

Er wurde sehr höflich empfangen und geduldig angehört, obwohl seine Rede mit Kraftausdrücken gespickt war, die nicht gerade Schmeicheleien für die litauischen Soldaten bedeuteten. Mit der Versicherung, das alles geschehen werde, um den Aufenthalt der beiden Damen zu ermitteln, und sie zurückzuschicken, wurde er entlassen. In tödlicher Ungeduld verlebte er die Stunden bis zur Abfahrt des Zuges. Wie schrecklich langsam lief die Zeit! Bis der Morgen graute, wälzte er sich schlaflos auf seinem Lager, Dann fielen ihm die Augen zu, aber nicht zu erquickendem Schlummer. Nein, es war nur Halbschlaf mit schreckhaften Träumen, die ihn weckten und sich in seinen Gedanken fortspannen . . .

Gegen Mittag stieg er aus dem Zug. Schneidereit erwartete ihn mit dem Wagen. Ein paar Ackergäule waren vorgespannt.

„Wo sind denn die Rappen?“

„Die haben die Banditen geraubt.“

Er fragte nichts mehr. Erst zu Hause ließ er sich von Baumann den ganzen Vorgang erzählen.

„Wir waren gerade abgelöst und in die Küche gegangen, wo die Mamsell heißes Wasser bereit hielt, als mit einemmal ein Schießen und ein Geschrei wie von tausend Teufeln losgeht. Wir stürzen 'raus auf den Hof. Ich rufe nach unseren Leuten, die mit den Gewehren gingen . . . keiner meldet sich. Ich hör' die Räuber an den Stalltüren hämmern. Ich will darauf zulaufen, aber die anderen hielten mich zurück. Wir hatten ja nicht einmal einen Knüppel in der Hand. Da fängt mit einemmal die Schul-

glocke an zu läuten. Eins von den Losweibern ist ins Dorf gelaufen und läutet Sturm. Da haben es die Räuber mit der Angst gekriegt. Sie hatten inzwischen die Stalltüren aufgebrochen und fünf, sechs Stück Vieh raus- und weggeschleppt. Jetzt werfen sie noch Feuer ins Stroh, und dann sind sie alle weg. Nun kommen auch schon die Männer und Frauen aus dem Dorf angelaufen. Wir haben noch zwanzig Kühe aus dem brennenden Stall gerettet, die anderen sind alle verbrannt."

„Und wie war das mit meiner Frau?"

„Na, der Schneidereit kam gleich auf den Hof gelaufen. Die gnädige Frau war doch mit dem Fräulein nach Staneitschen gefahren, und sie kam gerade zurück, als der Spektakel auf dem Hof losging. Nicht weit vom Hof war ein Strick über den Weg gespannt. Die Pferde prallten zurück und zerbrachen die Deichsel. Mit einemmal springen von allen Seiten Kerle an den Wagen, reißen die beiden Damen 'raus, werfen ihnen Decken über und schleppen sie weg. Den Schneidereit haben sie vom Bock gerissen und zerschlagen . . ."

„Was meinen Sie, Baumann, was könnten wir von hier aus tun, um den Aufenthalt der beiden Frauen zu erfahren und sie womöglich zu befreien?"

„Ja, Herr, darüber habe ich auch schon nachgedacht und mir einen Plan zurechtgelegt. Ich kann litauisch und polnisch sprechen. Ich will mir meinen Bart abnehmen, zieh' mir alte Kleider von einem Instmann an und gehe 'rüber. Etwas Geld müßte ich allerdings auch mitbekommen."

„Das ist ein guter Gedanke, Baumann. Ich werde auch über die Grenze fahren und eine große Belohnung für die Nachricht von den beiden Frauen ausbieten."

„Tun Sie das nicht, Herr; das hat keinen Zweck. Besprechen Sie sich lieber mit unserem Krugwirt, dem Raboschat. Der macht viele Geschäfte nach drüben. Der muß seine jüdischen Geschäftsfreunde mobil machen, denen können Sie ein gehöriges Stück Geld versprechen lassen. Wenn einer auf die Spur kommen kann, dann sind die es."

Noch an demselben Tage fuhr der Gastwirt über die Grenze, um drüben Nachforschungen anzustellen. Spät abends kam er wieder. Er hatte nicht das geringste erfahren, obwohl er in mehreren Dorfkrügen die Gäste traktiert und vorsichtig ausgefragt hatte. Es waren auch Soldaten darunter gewesen, aber obwohl er ihnen die Zunge mit Schnaps eingeölt hatte, konnte ihm keiner auch nur das geringste verraten. Es wußte keiner, daß zwei deutsche Frauen geraubt und nach Litauen verschleppt wären. Kein Zweifel, man hatte es mit einem sehr fein ausgeklügelten und geschickt ausgeführten Plan zu tun. Und gerade deshalb war das Schlimmste für die beiden Frauen zu befürchten.

5. Kapitel.

Der Schreck der überfallenen Frauen war im ersten Augenblick so groß, daß sie beide das Bewußtsein verloren. Sie merkten nichts davon, daß sie am Flusse zwei Reitern übergeben wurden, die sofort auf ihre Pferde einschlugen und um das Dorf herum in die große, sich meilenweit erstreckende Forst hineinritten. Trude war die erste, die wieder zum Bewußtsein kam. Aus der Art der Bewegung erkannte sie, daß sie sich auf einem schnell trabenden Pferde auf dem Schoße eines Mannes befand, der sie fest in seinem linken Arm hielt. Die Arme waren ihr von der Decke fest an den Leib gepreßt, aber sie konnte ziemlich frei atmen. Eine Unterhaltung mit ihrem Entführer war unmöglich, hatte auch, wie sie sich selbst sagte, keinen Zweck.

Nach ihrer Schätzung hatte der Ritt etwa eine Stunde gedauert, als der Reiter anhielt. Sie wurde vom Pferd gehoben und von einem Mann unter wütendem Gekläff mehrerer Hunde in ein Haus und dort eine Treppe emporgetragen. In einem finsteren Gelaß wurde sie auf ihre Füße gestellt. Mit großer Anstrengung wickelte sie sich aus der Decke und sah sich forschend um. War sie von Grete getrennt worden? Nein, da lag zu ihren Füßen ein großes Bündel. Sie beugte sich hinab und schlug die Decke auseinander. Grete lag ohne Bewußtsein vor ihr. Sie begann, sie zu rütteln und ihr zärtlich zuzusprechen, als ihr Ohr wuchtige Schritte auf der Treppe vernahm.

Jetzt erst fiel ihr ein, daß sie ihren kleinen Browning bei sich trug, in einer Tasche, die sich im Unterzeug ihres Kleides befand. Im nächsten Augenblick hatte sie die Waffe in der Hand und steckte sie in ihre Manteltasche. Es war ein Geschenk ihres Mannes, der sie auch mit der Handhabung vertraut gemacht hatte. Es sah aus wie ein Spielzeug, aber das kleine Geschoß besaß die Kraft, einen Menschen zu töten. Und sie war entschlossen, ihr Leben und ihre Ehre damit zu verteidigen.

Die Tür öffnete sich, eine große, ältliche Frau trat mit einer Lampe in der Hand herein und sagte ruhig, mit der harten Aussprache der Slawen: „Guten Morgen."

Von dem Lichtschein war Grete erwacht. Ihre großen, weitgeöffneten Augen gingen mit verängstigtem Ausdruck hin und her. Trude streckte die Hand aus und zog sie empor. „Gretel, ich bin ja bei dir! Nimm dich zusammen . . . es wird uns nichts geschehen." Mit heftigem Aufschluchzen warf sich Grete an die Brust der Freundin.

„Nein, es wird Euch nichts geschehen", sagte die Frau ruhig. „In meinem Haus seid Ihr sicher. Aber versucht nicht, zu fliehen. Ihr würdet von den Hunden zerrissen werden. Jetzt könnt Ihr Euch noch ein paar Stunden hinlegen."

Sie stieß die Tür, die in der Seitenwand zu einer Kammer führte, auf, so daß der Lichtschein auf ein breites, weißbezogenes Bett fiel. „Da werdet Ihr beide Platz haben. Nachher bringe ich Kaffee."

Jetzt fiel Trude mit Fragen über sie her. „Weshalb hat man uns geraubt? Wo sind wir?"

Die Frau, die keinen ganz ungebildeten Eindruck machte, hob die Schultern. „Ich kann Ihnen darauf nicht antworten. Ich weiß nur, daß ein Mädchen gebracht

werden sollte. Vielleicht ist die zweite aus Versehen mitgenommen worden."

„Ich bin die Frau des Gutsbesitzers Maleika aus Schillehnen und das ist meine Freundin."

„Ein Mädchen? . . . Na, dann wird man Sie bald wieder zurückbringen."

„Also meine Freundin hat man bloß rauben wollen?" rief Trude. „Nun wird mir schon einiges klar. Sei still, Gretelein", flüsterte sie zärtlich ihrer Freundin zu. „Ich trenne mich nicht von Dir, ich lasse mich auch nicht von Dir trennen. Und Fritz wird Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um uns zu befreien. Sie wandte sich an die Frau. „Glauben Sie denn, mein Mann und die deutsche Regierung wird sich den Raub zweier deutscher Frauen ruhig gefallen lassen?"

Gleichmütig erwiderte die Frau: „Das weiß ich nicht, das geht mich auch nichts an . . . Vorläufig sind Sie hier und müssen sich schon damit abfinden. Sie werden keine Not leiden, solange Sie hier sind."

„Wie lange sollen wir denn hier bleiben?"

„Das weiß ich nicht."

„Wer hat Ihnen denn das gesagt?"

„Mein Mann."

„Können wir denn nicht Ihren Mann sprechen?"

„Nein, den werden Sie nicht zu Gesicht bekommen."

„Frau", sagte Trude jetzt leise, „wir sind reich, sehr reich . . . Sie können sich viel Geld verdienen, wenn Sie bloß meinem Mann Nachricht zukommen lassen, wo wir sind. Schicken Sie einen Boten. Wenn ich ihm einen Brief mitgebe, bekommt er das Geld auf der Stelle."

„Geben Sie sich keine Mühe", erwiderte die Frau schroff, „damit ist bei mir nichts zu machen."

„Na, dann will ich als Frau zur Frau sprechen. Man raubt doch nicht zwei unschuldige schutzlose Frauen und hält sie verborgen, wenn man nicht die allerschlimmsten Zwecke verfolgt, die für uns schrecklicher sind als der Tod. Wollen Sie dazu helfen, zwei unschuldige Frauen zu vernichten? Erbarmen Sie sich doch als Frau über zwei Schwestern."

Mit Spannung wartete sie auf die Antwort, denn sie sah eine Bewegung in den Zügen der Frau. Dann wurden sie wieder kalt und unbewegt. „Ich habe Ihnen schon gesagt, daß Sie in meinem Hause nichts zu befürchten haben. Solange Sie unter meinem Dach sind, stehe ich für Sie ein. Versuchen Sie, zu schlafen. Dann werden Sie ruhiger werden. Die Lampe lasse ich Ihnen da, Sie können sie brennen lassen."

Sie wandte sich zur Tür. Wortlos sanken sich die Frauen in die Arme, als wollten sie jetzt beieinander Schutz und Trost suchen. „Vergib mir, Grete", bat Trude leise. „Ich bin schuld an dem Unglück; ich hätte dich einfach wegschicken sollen."

„Nein, ich bin schuld und habe dich in mein Unglück hineingerissen . . . Ja, Trude, auf mich allein ist es abgesehen . . . und da steckt kein anderer dahinter als der polnische Offizier. Es überlief mich eiskalt, als er mich mit seinen frechen Blicken anstarrte . . ."

Sie schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte zum Erbarmen. „Dich werden sie zurückschicken und dann bleibe ich allein; aber eher nehme ich mir das Leben . . ." Ein Wein- und Schreikrampf überfiel sie. Trude kniete vor ihr und gab ihr Schmeichelworte. „Und nun hör mir mal ruhig zu, mein Puttchen. Ich gebe dir mein Wort, daß ich dich nicht verlassen werde."

„Aber wenn man dich mit Gewalt von mir reißt . . . ?"

„Dagegen werde ich mich wehren. Ich habe eine Waffe bei mir. Sieh her und paß genau auf. Sie ist mit neun Schuß geladen und ist gespannt. Sowie man diesen kleinen Hebel nach unten zieht, kann man schießen. Man braucht nur auf den Abzug mit dem Finger zu drücken . . . ein-, zwei-, dreimal, soviel du schießen willst. Hast du's begriffen?"

Mit einem schwachen Versuch, zu lächeln, nickte Grete. „Nun mußt du mir noch eins versprechen, Trude. Daß du mich erschießt, wenn das Allerletzte, Schlimmste mich bedroht. Wirst du es tun?"

„Ja, Grete, wenn ich keinen andern Ausweg mehr sehe, und wenn man versucht, mich mit Gewalt von dir zu trennen, drücke ich dir die Waffe in die Hand. Bist du nun beruhigt? Dann wollen wir uns eine Weile hinlegen, um neue Kräfte zu sammeln, die wir morgen vielleicht sehr brauchen werden. Ich bin wirklich müde."

Sie legten nur ihre Oberkleider und die Schuhe ab, verrammelten die Tür mit einem Tisch und einem darauf gestellten Stuhl und legten sich in das schöne, breite Bett. Eng umschlungen nestelten sie sich aneinander. Trude schlief bald ein. Grete lag noch lange wach und lauschte auf jedes Geräusch, das von draußen oder unten heraufdrang, bis sich auch auf ihre Augen der Schlummer niedersenkte und sie mit sanften Armen aus der schrecklichen Wirklichkeit ins Land der Träume führte.

Als sie erwachten, war es schon lange Tag. Alles, was sie zu ihrer Körperpflege gebrauchten: Waschwasser, Seife, Handtuch, Kamm, fanden sie in sauberem Zustand vor. Trübe drang das Tageslicht durch die kleinen Scheiben des Fensters. Draußen tobte ein Herbststurm, der ab und zu einen Regenguß mit sich brachte. In das Heulen des Sturmes mischte sich das Brausen der Baumwipfel, die wie

von einer Riesenhand hin und her gebogen wurden. In jäher Bewegung schnellten sie empor, um sich im nächsten Augenblick tief abwärts zu neigen.

„Was wird dieser Tag uns bringen?“, fragte Grete verzagt.

„Es wird sehr langweilig werden,“ erwiderte Trude munter. „Wenn wir wenigstens eine Handarbeit oder was zu lesen hätten. Wollen mal versuchen, ob unser Drache uns damit nicht aushelfen kann.“

Es dauerte nicht lange, bis die Schritte ihrer Wärterin und Wächterin auf der Treppe hörbar wurden. Sie brachte auf einem großen Teebrett alles, was zu einem guten Frühstück gehört und baute es vor ihnen auf.

„So, nun essen Sie in aller Ruhe. Wann wünschen Sie Mittag?“

„Na, frühestens in drei, vier Stunden,“ erwiderte Trude. „Wir haben noch eine große Bitte. Können Sie uns eine Handarbeit oder etwas zu lesen geben?“

„Ich kann Ihnen beides geben.“ Nach kurzer Zeit erschien sie wieder, brachte eine Stickerei und ein Häkelzeug und einen Arm voll Bücher.

„Haben Sie inzwischen etwas Weiteres über unser Schicksal gehört?“, fragte Trude, um die Frau festzuhalten.

Sie schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht mehr als Sie.“

„Ich möchte Ihnen nochmals mein gestriges Angebot wiederholen,“ fuhr die junge Frau fort. „Sie haben wohl noch keinen rechten Begriff davon, wieviel ich Ihnen biete. Soviel, daß Sie sich mit Ihrem Mann ankaufen und behaglich leben können.“

„Ich bin hier im Walde geboren und gehe nicht eher weg, als bis man mich zum Kirchhof hinausfährt,“ erwiderte die Frau ruhig, aber nicht unfreundlich.

„Sie werden doch von dem, der uns hat rauben lassen, bezahlt, daß Sie uns aufnehmen und verbergen. Mein Mann wird das Drei- und Vierfache, das Zehnfache, wenn's nötig ist, geben, wenn Sie uns befreien helfen."

„Wir werden nicht bezahlt, sondern gezwungen," gab die Frau in scharfem Ton zur Antwort. „Und nun fragen Sie nicht weiter, junge Frau, ich kann Ihnen nicht darauf antworten."

„Grete," flüsterte Trude ihrer Freundin zu, als die Tür sich hinter der Frau geschlossen hatte, „das ist ein Hoffnungsstrahl und ein dicker."

„Ich habe das Gegenteil empfunden."

„Da hast du Unrecht. Ach, wenn ich doch bloß den Mann mal sprechen könnte. Ich hoffe auch, bei der Frau noch etwas zu erreichen, wenn wir bloß ein paar Tage hier bleiben. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß die Frau sich bereden läßt, wenn wir von hier fortgeholt werden sollten, eine Nachricht an Fritz zu besorgen und dafür eine ansehnliche Belohnung einzuheimsen. Vielleicht kann sie ihm auch angeben, wenigstens ungefähr, wohin unsere weitere Reise geht."

„Weshalb glaubst du, daß wir hier weggebracht werden? Weißt du, was ich mir denke? Daß Herr v. Tuczynski uns bald besuchen will und daß er uns deshalb hier in seiner Nähe behalten wird."

Trude sah ihre Freundin erstaunt an. „Puttchen, das ist gar kein dummer Gedanke. Du kannst recht haben. Dann müssen wir uns aber darüber einig werden, wie wir ihn behandeln."

„Das ist uns doch von unserem Empfinden klar vorgeschrieben: schroffe Zurückweisung jedes Versuchs zur Annäherung."

„Ob das ganz klug wäte? . . . Ich erhebe natürlich zuerst energischen Protest gegen unsere Freiheitsberaubung, aber ohne ihm die Schuld daran beizumessen, und verlange schleunige Auslieferung nach Deutschland. Und eine kühle Zurückhaltung in nicht beleidigender Form.“

„Und wenn er zu mir zudringlich wird?“

„Dann werden wir ihn uns vom Halse halten. Zuerst schreie ich um Hilfe, und wenn das nichts nützt, dann wehre ich ihn mit meiner Waffe ab.“ Sie schlug in ihrer Erregung mit dem Messer, das sie in der Hand hatte, auf den Tisch. „Ja, Grete, das ist vielleicht das allerbeste Mittel, die litauischen Behörden, die von unserem Verschwinden ohne Zweifel schon benachrichtigt sind, auf unsere Spur zu leiten . . . Von unseren Wirten haben wir nichts zu befürchten, selbst wenn ich den Polacken über den Haufen schießen sollte. Ja, das entnehme ich aus der Aeußerung der Frau, daß sie gezwungen sind, uns aufzunehmen.“

Grete blickte mit unverhohlener Bewunderung auf ihre Freundin. „Trude, das hätte ich nie für möglich gehalten, daß solch ein Mut in dir steckt.“

„Ach, Mut! In der Not wehrt sich auch die sanfte Taube, und so ganz Taube bin ich nie gewesen.“

Sie waren mit dem Frühstück noch nicht fertig, als ihre Wirtin mit einem Arm voll Holz wieder erschien und in dem Ofen Feuer machte. Die trockenen Scheite begannen zu knistern und zu prasseln und schossen Funken in die Stube. Der warme Feuerschein erfüllte das Zimmer mit Behaglichkeit . . . Als die Frau sich vom Ofen aufrichtete, schob Trude ihren Teller zurück. „Wir sind fertig, es hat uns vorzüglich geschmeckt. Ueber unsere Aufnahme hier bei Ihnen können wir nicht klagen. Aber nun sagen Sie mal, wenn Sie bloß gezwungen sind, uns aufzunehmen, dann müssen Sie doch auch wissen, wer Sie dazu zwingt.“

Die Alte lächelte zum erstenmal. „Junge Frau, Sie sind sehr klug und sehr hartnäckig. Die Frage kann ich Ihnen nicht beantworten, weil ich es selbst nicht weiß.“

„Dann weiß es aber Ihr Mann, und von dem müssen Sie es doch erfahren können. Sie tun uns einen großen Gefallen, wenn Sie uns von dieser Ungewißheit befreien.“

„Das würde Ihnen doch nichts nützen.“

„O doch, liebe Frau. Dann würden wir daraus schließen können, ob wir noch hier bleiben oder weitergeschleppt werden.“

Die Alte zuckte die Achseln und ging, ohne ein Wort zu erwidern, mit dem Teebrett hinaus.

„Ich bin zwar wieder mal abgeblitzt,“ meinte Trude lächelnd, „aber eins weiß ich: die Frau steht uns nicht übelwollend gegenüber.“

Die kühle Temperatur im Zimmer war einer wohltuenden Wärme gewichen.

„Weißt du, Puttchen, sagte die junge Frau lächelnd, „wir rücken uns die zwei Sessel vor das Ofenloch und bilden uns ein, daß wir irgendwo in der Sommerfrische eingeregnet sind. Hier nimm die Stickerei . . . ich werde mal unsern Bücherschatz mustern. Seine Größe deutet darauf, daß die Frau unsern hiesigen Aufenthalt noch auf mehrere Tage einschätzt.“

„Ich wollte, ich hätte die Spannkraft deines Geistes,“ erwiderte Grete mit einem tiefen Seufzer. „Du hast ja auch weniger zu befürchten als ich, wahrscheinlich sogar gar nichts.“

„Der ewige Jude von Eugèn Sue,“ rief in diesem Augenblick Trude aus, die das erste Buch aufgeschlagen hatte. „Du, Puttchen, das muß furchtbar spannend sein. Ich werde vorlesen. Hör mal zu. Ich fange gleich mit dem zweiten Kapitel an: „Aus der Falltür im Boden steigt ein

schrecklicher Gestank. Von Zeit zu Zeit hört man es unter ihr ächzen und röcheln. Dann ist es, als wenn sich schwere Körper herumfühlen, sich recken und strecken, auch wohl aufrichten und hinlegen. Ein einziger Mensch . . .“

„Hör auf . . .“, rief Grete dazwischen, „das ist ja gräßlich.“

„Ich finde es wunderbar schön und packend,“ erwiderte Trude mit ehrlicher Miene. „Ich habe schon als Kind meinen Brüdern die Nic Carters und Nobodies ausgespannt und verschlungen. Ich lese allein weiter, nimm dir ein anderes Buch. Ja, Grete, du mußt auch deinen Kopf, nicht bloß die Hände beschäftigen, sonst denkst du zu viel.“

Sie stand auf und ergriff ein zweites Buch. „Die berühmten Liebesgeschichten des Orients in Tausend und einer Nacht . . . mit Bildern von Bayros. Tausend Wetter, Grete, die Bilder sind pikant. Weißt du, was ich mir einbilde? Der große Unbekannte, der uns hier hat herbringen lassen, hat auch für diese Lektüre gesorgt. Das deutet auf einen längeren Aufenthalt. Nun nimm doch schon das Buch . . . Wir sind ja unter uns Pastorentöchtern.“

Das Mittagessen war gut und reichlich. Eine Suppe von getrockneten Pilzen, ein Braten von Wildschwein und als Nachspeise ein würziges Kompott von Brombeeren. Dann legten sie sich hin und schliefen einige Stunden. Als sie aufstanden, stand schon der Kaffeetisch gedeckt. Die Kaffeekanne unter einer Wollmütze.

„Ich kann mir nicht helfen, jetzt fängt's an, gemütlich zu werden,“ meinte Trude. „Wir leben wie in einem verzauberten Schloß und haben ein Tischlein-deck-dich vor uns.“

Grete sah sie vorwurfsvoll an. „Ich nehme es dir nicht übel, Trude, daß du so aufgeräumt bist. Dir winkt die Hoffnung, bald erlöst zu sein und vor mir steht das Gespenst, das mein Leben und meine Ehre bedroht.“

Wie um ihre Worte wahr zu machen, kam ein schneller Schritt die Treppe herauf. Ein Säbel klirrte. In der geöffneten Tür stand Herr v. Tuczynski. Er trat einen Schritt vor, schlug die Hacken zusammen, legte die rechte Hand auf die linke Brust und verneigte sich tief. „Ich habe die Ehre und das Vergnügen, Sie zu begrüßen, meine Damen."

Trude stand auf und trat ihm einen Schritt entgegen. „Sie kommen, um uns unsere Freiheit wiederzugeben?"

Mit einer Verbeugung erwiderte der Pole: „Das steht leider nicht in meiner Macht. Ich habe erst vor einer Stunde Ihr Schicksal erfahren und bin hierher geeilt, um mich Ihnen zur Verfügung zu stellen."

„Sie müssen uns für sehr leichtgläubig halten, wenn Sie meinen, daß wir daran glauben könnten. Wollen Sie mir zuerst die Frage beantworten: Weshalb sind wir überfallen und hierher geschleppt worden?"

„Das ist auf einen Befehl von hoher Stelle geschehen, dessen Zweck ich auch nicht einsehe. Meine Kameraden vermuten, daß sich diese Maßregel gegen Ihren Gatten richtet, der einer der Führer der aufständischen Bewegung in Ostpreußen ist."

„Sie verstehen unter aufständisch wohl, daß wir uns gegen plündernde Banden wehren?"

„Gnädige Frau, ich bin nicht hergekommen, um mit Ihnen zu streiten. Ich wollte mich nur von Ihrem Befinden überzeugen. Ich hoffe, daß Sie über schlechte Behandlung nicht zu klagen haben."

„Das nicht, aber weshalb hält man uns hier fest?" . . .

„Sobald ich es erfahren, teile ich es Ihnen mit, gnädige Frau. Das gnädige Fräulein hat übrigens, wie ich annehme, sichere Hoffnung, bald ausgeliefert zu werden. Sie scheint nur aus Versehen mitgenommen zu sein."

„Ich trenne mich nicht von meiner Freundin", erwiderte Grete ruhig.

„Das wird wohl nicht in Ihrem Belieben stehen, gnädiges Fräulein."

„Ich denke doch", sagte Trude mit energischer Betonung. Sie neigte ein wenig den Kopf. „Wir danken Ihnen für Ihre Teilnahme, Herr v. Tuczynski, möchten Sie aber nicht weiter bemühen. Unsere Regierung wird ohne Zweifel schon in den allernächsten Tagen unsere Auslieferung erzwingen."

Sie wandte sich um und schritt zum Tisch zurück. Einen Augenblick stand der Pole unschlüssig. Dann verbeugte er sich und ging hinaus.

Trude machte in der Luft drei Kreuze hinter ihm. „Solch ein Schuft, uns in der unverschämten Form anzulügen. Ich fürchte, wir werden nun öfter das Vergnügen seiner Gegenwart genießen."

6. Kapitel.

Sieghaft wie ein Adler, der sich zur Sonne emporschwingt, stieg die Stimmung in Ostpreußen. Die Kunde von dem, was geschehen, flog mit Blitzeseile durchs Land, dessen Natur unter schweren Herbststürmen erschauerte. So stürmte es auch in den Herzen der Ostpreußen, als sie vernahmen, daß die feindlichen Nachbarn nicht nur einen Gutshof überfallen und zwei deutsche Frauen geraubt, sondern ein großes, blühendes Dorf im tiefsten Frieden mit Mord und Brand überzogen hatten. Man fühlte und wußte: das war nur der Auftakt zu viel größerem Geschehen.

Aber diese Nachrichten drückten nicht nieder, sie lähmten nicht, sondern stachelten die Entschlußkraft auf. Es gab in diesen Tagen keinen Ort, keine Stadt, kein Dorf, wo nicht stürmische Volksversammlungen abgehalten wurden. Wo nicht geschulte Redner vorhanden waren, standen schlichte Männer aus dem Volke auf und sprachen nicht mit Pathos, sondern mit ruhiger, aber ergreifender Entschlossenheit die Ueberzeugung aus, daß die Schicksalsstunde geschlagen, daß der Feind auf Granit beißen müsse und werde, wenn jeder seine Pflicht gegen die geliebte Heimat erfülle, ihr Gut und Blut zum Opfer bringe.

Ohne Aufforderung drängten sich Männer und Frauen an den Rednertisch und legten als erste Opfergaben all ihr Geld, das sie bei sich hatten, nieder. Was nützten ihnen

die Papierlappen, wenn der Feind ihre Häuser zerstörte, ihre Aecker verwüstete . . . In jeder Versammlung ertönte der Schrei: „Gebt uns Waffen, damit wir die Heimat verteidigen können.“

Und die Waffen kamen! Genau wie 1914 hörte plötzlich jeder Verkehr von Menschen und Gütern auf. Neben den Behörden war ein Verteidigungsausschuß emporgestiegen, der umsichtig, wie aus sorgfältigster Vorbereitung heraus, alles leitete und ordnete. Er sorgte auch für Waffen. Schiff auf Schiff lief in die Häfen ein. Tausend hilfreiche Hände griffen zu und bald rollten die beladenen Eisenbahnzüge ins Land heraus bis zu den bedrohten Grenzen.

Auch dort regten sich fleißige Hände. Auf jedem Bauernhof, auf jedem Gut klapperten und brausten die Dreschmaschinen, um das kostbare Gut, das die reiche Ernte in die Scheunen geführt, auszudreschen und weiter hinein ins Land in Sicherheit zu bringen. Schwer beladen fuhren die Züge wieder zurück. Alle Kräfte schienen sich verdoppelt zu haben. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend knieten Männer, Frauen und Kinder auf den Feldern und bargen die Kartoffeln.

Noch nie, auch nicht zum Beginn des großen Krieges, hatte es sich so deutlich gezeigt, daß ein einheitlicher, starker Wille die Kraft eines Volkes um das Zehnfache erhöhen kann.

Diese Erkenntnis schien die Tatkraft der feindlichen Nachbarn zu lähmen. Auch die Reichsregierung hatte in befriedigender Weise Mut und Entlossenheit bewiesen. Sie mochte ahnen und hoffen, durch energisches Vorgehen eine größere Gefahr bannen zu können. Sie hatte eine geharnischte Note nach Warschau und Kowno geschickt und nicht

nur Schadenersatz, sondern auch Genugtuung und Bestrafung der Schuldigen gefordert.

Das hatte gewirkt. Die Polen hatten erwidert, daß die Ueberfälle von plötzlich auftretenden Banden ausgeführt seien, und auf deutscher Seite hätte man keine greifbaren Beweise in der Hand, daß die Banden sich zum größten Teil aus polnischen Soldaten zusammensetzten. Sie würden den Schutz ihrer Grenze verstärken, um eine Wiederholung solcher Vorfälle zu unterbinden. In Wirklichkeit bedeutete diese Verstärkung des Grenzschutzes eine Auffüllung und Auffrischung ihrer militärischen Streitkräfte, die sehr außer Rand und Band geraten waren, und die Vorbereitung für den wirklichen Angriff auf Ostpreußen.

Die Welt, d. h. die große Oeffentlichkeit, erfuhr vorläufig von den Vorgängen in Ostpreußen gar nichts. Die ostpreußischen Zeitungen brachten wie auf Verabredung keine Zeile darüber, was in der Provinz vor sich ging. Nur ein paar grüne Jungen, die bisher in der Kommunistischen Partei das große Wort geführt hatten, benachrichtigten ihre Partei im Reichstage davon. Aber die Nachrichten lauteten so unbestimmt und gaben so wenig greifbare Tatsachen, daß ihre Genossen im Reichstag sich darauf beschränkten, die Regierung vor nationalistischen Umtrieben in Ostpreußen zu warnen.

Ueber den Raub der beiden Frauen wußte die litauische Regierung nichts zu berichten. Sie gab die Versicherung ab, daß sie alles daransetzen werde, diese Uebeltat, die nicht aus politischen, sondern nur aus persönlichen, wahrscheinlich Rachemotiven geschehen sei, aufzuklären und den Aufenthalt der Frauen ausfindig zu machen.

Maleika nahm den Bescheid äußerlich ruhig und gefaßt entgegen. Was er in diesen Tagen und den darauf-

folgenden Wochen innerlich litt, zeigte er keinem Menschen. Seine Freude am Leben war gebrochen. Spät war die große, heilige Liebe dem eingefleischten Junggesellen, dem hohen Dreißiger, ins Blut geschlagen. Um so mehr hatte sie das Leben des starken Mannes mit Sonnenschein erfüllt. Er hatte sein Gut einem tüchtigen Verwalter unterstellt und war nach Königsberg gegangen, um nicht fortwährend an den Zusammenbruch seines Glückes erinnert zu werden. Er war in den Verteidigungsausschuß eingetreten und restlos tätig. Seine Körperfülle schwand, sein Haar wurde ganz grau, aber seine Kraft und Energie waren ungebrochen . . .

Nach vielem Bedenken entschloß sich die Reichsregierung dazu, die in Ostpreußen vorhandene Reichswehr an die Grenze zu schicken. Das wertvolle Kraftwerk an der Kakschumbalis sollte besetzt und als Verteidigungswerk geschützt werden.

Die Reichswehr hatte in all den Jahren noch kein rechtes Verhältnis zu der Bürgerschaft finden können. Von manchen, die es wissen konnten, wurde versichert, daß die Disziplin nichts zu wünschen übrig lasse und noch weniger die militärische Tüchtigkeit. Auch die nationale Gesinnung war mit Eifer und Erfolg gepflegt. Aber noch immer haftete ihr das Odium der Söldnertruppe an. Man zweifelte, ob man sich in der höchsten Gefahr auf sie würde verlassen können.

Das wurde jetzt mit einem Schlag anders, als man gezwungen war, die erste Hilfe von ihr zu erwarten. Der Tag des Ausmarsches war bekanntgegeben worden. Die Bürgersteige der Straßen, durch die der Marsch gehen sollte, waren von Schaulustigen dicht besetzt. Alte Offiziere, die den großen Krieg mitgemacht hatten, musterten mit strengen Blicken die Ausrüstung und die Haltung. Und

was sie sahen, gefiel ihnen. Es lag etwas in der Truppe, das unwillkürlich Vertrauen erweckte. Mit einemmal brauste aus tausend Kehlen der Ruf: „Unsere Reichswehr, hurra, hurra, hurra!“ Im nächsten Augenblick flogen kleine Sträuße und einzelne Blumen in die Reihen der Soldaten, junge Mädchen reichten den berittenen Offizieren Blumen hinauf. In den Augen der Krieger begann es aufzuleuchten. Jetzt brach das Vertrauen zu ihnen durch und ging mit ihnen, und sie hatten die Pflicht, sich dessen würdig zu zeigen.

Der Verteidigungsausschuß hatte dafür gesorgt, daß sie überall, wo sie durchzogen, freundlich begrüßt und gut aufgenommen wurden. Da lernten sich auch die Lauen, Gleichgültigen als Söhne des Volkes fühlen und begriffen, daß man ihnen Achtung und Liebe erweisen wollte. Auch an der Grenze wurden sie in derselben Weise empfangen. Keiner schien die Einquartierung als eine Last zu empfinden, nein, alle wetteiferten miteinander in Liebes- und Herzlichkeitsbezeigungen.

Auf den Werken an der Kakschumbalis wurde noch immer eifrig gebaut. Das Preußenwerk, das mit Hilfe von Reich, Staat und Provinz erbaut, aus Wasserkraft Elektrizität gewann und damit einen großen Teil Ostpreußens versorgte, nötigte die Verwaltung des Privatunternehmens, eine andere Verwertung der überschüssigen Kraft ausfindig zu machen. Da hatte der Chefingenieur des Moorwerks Erdmann Grida den fetten Ton, auf dem das Hochmoor lag, untersucht und festgestellt, daß er mehr als den üblichen Durchschnitt des Lehmsilbers, des Aluminiums enthielt, das man durch den überschüssigen Strom auf elektrolytischem Wege gewinnen konnte. Nun erhob sich wieder Gebäude neben Gebäude und neue Arbeiter wurden geworben.

Es waren junge Burschen darunter, die auf ihrer letzten Arbeitsstelle in kleineren Betrieben das große Wort geführt und ihre Genossen in kommunistischem Sinne beeinflußt hatten. Hier wurde ihnen gleich beim ersten Versuch das Handwerk gelegt. Sie hatten eine Versammlung einberufen, in der ihr Anführer eine mit wüsten Hetzereien gespickte Rede hielt. Aber der Widerhall aus der Versammlung fehlte. Als er schloß, kam nur vereinzelt von den im Saal verteilten Genossen ein ziemlich schüchternes Bravo. Sofort stand Kruppa auf und verbat sich als Vorsitzender des Betriebsrats solche Hetzereien. Die Arbeiter hier hätten keinen Grund zur Unzufriedenheit, und wenn sie einen Wunsch oder eine Forderung hätten, würde sie von der Werkleitung erfüllt. Laute Zustimmung von allen Seiten unterstrich seine Worte. Dann nahm Wagner das Wort. Er war ein sehr gewandter Redner. Mit ätzendem Spott zerpflückte er die Ausführungen des „Herrn Referenten". Zum Schluß schlug er andere Töne an. Er schilderte kurz die Not und Gefahr der Provinz und brandmarkte jeden als Schuft und Verräter, der jetzt noch an etwas anderes dächte als an die Verteidigung der Heimat. Er schlage vor, die Werkleitung sofort um Entlassung des Hetzers zu ersuchen. Der Herr Referent zog es vor, freiwillig zu gehen, weil er sah, daß er hier keine seinem Ehrgeiz entsprechende Rolle spielen könnte.

Durch die Versammlung war der Chefingenieur auf die beiden Werkführer aufmerksam geworden. Der alte Herr, dessen hohe, etwas gebeugte Gestalt an jedem Vormittag durch die ganzen Werke wanderte, lebte einsam mit einer alten Haushälterin in einem großen Hause, das mehrere hundert Meter von den andern Beamtenhäusern im Walde lag. Er selbst bewohnte nur einige wenige Zimmer. Die anderen Räume waren seine Werkstatt, in

der er geheimnisvolle Versuche anstellte. Man munkelte davon, daß er die elektrische Kraft noch zu ganz anderen Dienstleistungen für den Menschen heranziehen wolle als bisher. Was daran wahr war, konnte niemand sagen, aber Tatsache war, daß eine starke Leitung nach seinem Hause führte, der er große Mengen Strom entnehmen konnte und auch entnahm.

Eines Tages wurden Kruppa und Wagner von ihren Posten abgerufen und zu dem „Alten", wie man ihn auf dem Werk nannte, bestellt. Ueberrascht machten sie sich auf den Weg. Sie erhielten den Auftrag, ein Dutzend alter zuverlässiger Leute auszuwählen und am nächsten Morgen mit ihnen anzutreten. Es sollte eine Leitung am Rande des Hochmoors entlang gelegt werden, die zwei Kilometer weit reichte. In vierzehn Tagen war die Aufgabe unter persönlicher Leitung des „Alten" erfüllt. Nun wurde mit größeren Schwierigkeiten die Leitung nach dem Innern des Hochmoors geführt, wo sich ein fester, mit Bäumen bestandener Hügel mitten in weltferner Einsamkeit erhob.

Man zerbrach sich auf dem Werk die Köpfe, was der Alte, der täglich hinauswanderte, in der Einsamkeit trieb. Er hatte sich einen kleinen Schuppen erbauen und allerlei sonderbare Maschinen dorthin schaffen lassen und war täglich draußen. Manchmal vernahm man auch ein donnerndes Geräusch, wie wenn ein großer Stein gesprengt würde. Ein Witzbold meinte, der Alte probiere ein Gewehr oder vielleicht sogar eine Kanone aus, die nicht mit Pulver, sondern mit Elektrizität geladen würde.

Eines Tages wurden die beiden Werkführer wieder durch den Auftrag überrascht, sich am nächsten Morgen um sieben Uhr beim Alten einzufinden. Sie fanden dort schon mehrere Herren vor, von denen sie nur einige, als der Leitung des Werks angehörig, kannten. Ernst und schweig-

sam wurden sie von dem Alten empfangen, der ihnen das Wort abnahm, über alles, was sie heute sehen und hören würden, tiefstes Schweigen zu beobachten. In mehreren Wagen wurde der Weg bis zu der Stelle zurückgelegt, wo die Leitung in das Hochmoor einbog. Auf einem schmalen Pfade schritten sie im Gänsemarsch weiter, jeder mit seinen Gedanken und Vermutungen beschäftigt. Denn kein einziger der Gesellschaft schien zu wissen, um was es sich handelte.

Vor dem Schuppen angelangt, erklärte der Alte mit schlichten Worten, den im Halbkreis ihn umgebenden Männern, er habe sich mit dem Problem der Fernzündung vermittelst elektrischer Kraft schon seit Jahren beschäftigt. Und er glaube, es gelöst zu haben.

Der Eindruck der wenigen Worte war so gewaltig, daß niemand ein Wort darauf erwiderte. Selbst die beiden einfachen Werkführer empfanden deutlich, daß sie Zeugen einer weltbewegenden Erfindung sein sollten, deren Tragweite sich noch nicht bemessen ließ. Unter allgemeiner Spannung wies der Alte ein dickwandiges eisernes Kästchen vor, worin eine Handvoll Blättchenpulver lag. Er ließ es von Wagner hundert Schritte weit wegtragen und niederlegen. Dann brachte er aus dem Schuppen einen halben Meter langen, zwei Finger dicken Stab, der durch einen isolierten Draht mit dem Strom verbunden war.

„Ich bitte jeden, acht zu geben“, sagte er leise. In fieberhafter Spannung hingen alle Blicke an dem Zauberstab. Es war nichts ihm anzusehen, am allerwenigsten, welche geheimnisvolle Kraft ihm entströmte. In demselben Augenblick gab es einen lauten Knall. In eiligem Lauf stürmten alle Männer nach dem Kästchen hin. Das Pulver hatte sich trotz des eisernen Schutzes der Wände entzündet und es in mehrere Stücke zersprengt. In tiefer Er=

griffenheit wurden die Sprengstücke aufgelesen und betrachtet. Noch hatte sich der Bann, der die Zungen fesselte, nicht gelöst. Alle starrten den Alten an, der hoch aufgerichtet heranschritt. In seinen Augen leuchtete es. „Wollen Sie mir jetzt wieder nach dem Schuppen folgen.“ Langsam schreitend fuhr er fort: „Ich habe dort drüben an dem Bergabhang, der auch zum Werk gehört, eine Anzahl kleiner Pulvermengen ziemlich tief in den Boden eingebettet. Der Berg liegt etwas über zwei Kilometer von uns entfernt. Ich werde jetzt diese Pulvermengen zur Entzündung bringen.“

Wieder holte er den Zauberstab und richtete ihn auf den Berg, ihn schnell hin- und herbewegend. Bald hier, bald dort sprang eine Rauchwolke auf. Es sah aus, als wenn Granaten dort drüben in den Berg einschlugen. Jetzt konnte sich ein alter Herr, der trotz seiner bürgerlichen Kleidung den alten Soldaten nicht verleugnen konnte, nicht mehr halten: „Das ist die größte Erfindung, die seit Erschaffung der Welt gemacht worden ist. Wissen Sie, meine Herren, was sie bedeutet? Daß sie unsere ganze bisherige Kriegführung mit Schußwaffen unmöglich macht.“

„Es ist freilich nicht anzunehmen, daß mir allein diese Erfindung gelungen sein sollte“, erwiderte der Alte. „Das Problem der Fernzündung ist schon ziemlich alt und viele haben sich bereits daran versucht. . . . Allerdings haben wir durch meine Erfindung als die Ersten, die sie benutzen, einen Vorsprung.“

„Und den wollen wir benutzen“, rief der alte Militär mit blitzenden Augen. „Meine Herren, ich zähle diesen Tag zu den glücklichsten meines Lebens, und ich bin trunken vor Freude, daß es mir vergönnt ist, ihn zu erleben. Ich habe aber noch eine Menge Fragen an den Herrn Chefingenieur. Wir wissen noch nicht . . . Ich fange lieber hier nicht an,

zu fragen. Ich schlage jetzt vor, wir fahren in das Werk zurück und vereinigen uns zu einer Besprechung."

Der Alte wandte sich zu Kruppa und Wagner. „Ich habe Ihnen diese Stunde als Belohnung zugedacht. Ich brauche aber für meine weiteren Versuche Hilfe und habe Sie mir dazu ausgesucht. Sie haben heute keinen Dienst mehr. Morgen finden Sie sich wieder um sieben Uhr bei mir ein. Ich verlasse mich auf Ihre Verschwiegenheit."

In einer seelischen Erregung, die ihnen den Mund verschloß, wandelten die beiden Freunde heim. Kruppa lud Wagner ein, den Tag bei ihm durch ein Glas Grog feierlich zu begehen. Erst als sie sich überzeugt hatten, daß sie nicht belauscht werden konnten, begannen sie von dem zu sprechen, was ihre Seele erfüllte. Der lebhafte Rheinländer verstieg sich in seiner Phantasie sofort in die abenteuerlichsten Pläne. Er meinte, der Alte hätte ihnen noch nicht alles gezeigt, was er mit seinem Zauberstab ausrichten könnte. Und darin hatte er recht. Als die Werkführer gegangen waren, zeigte der Alte den Herren einen zweiten Stab, der sich mit soviel elektrischer Kraft laden ließ, daß er für eine kürzere Zeit mit derselben Wirkung zu gebrauchen war, wie der an die Leitung angeschlossene . . . Aber die Wirkung dauerte lange genug, um einen feindlichen Truppenkörper völlig wehrlos zu machen. Mit ehrfürchtigem Staunen nahm der alte General den Stab in die Hand, um selbst seine Wirkung zu erproben. Als er ihn dem Alten zurückgab, versuchte er, zu scherzen. „Der selige Ben Akiba wird sich im Grabe umdrehen. Jetzt braucht unser verehrter Chefingenieur nur noch die Kraft zu finden, mit der man ein Flugzeug herunterholt; dann ist mein kühnstes Sehnen und Hoffen übertroffen."

„Ich glaube, der Weg dazu ist auch schon gefunden. Ich beginne mit den Versuchen, Benzinmotore durch Fernwirkung zu zerstören."

Die beiden Werkführer waren eben beim vierten Glas Grog, als ihnen ein Bote vom Alten zwei Flaschen Champagner mit dem Auftrag, sie auf sein Wohl zu leeren, brachte. „Einer müssen wir heute den Hals brechen", meinte Kruppa, „aber die zweite heben wir uns auf und legen uns nachher schlafen, damit uns nicht die Zunge wegläuft."

„Da hast du recht, mein Freund," erwiderte Wagner. „Es fällt mir verdammt schwer, den Mund zu halten. Am liebsten möchte ich für heute abend eine Volksversammlung einberufen und die Erfindung ausposaunen. Hab' keine Angst, ich werde meine Zunge hüten, ich wollte dir nur sagen, wie mir zumute ist."

7. Kapitel.

Von dem grauverhangenen Himmel rieselte ein feuchter feiner Schnee herab, der sich mit dem Lehmboden zu einer zähen Schlammasse verband. Die Krähen saßen mißmutig aufgeplustert in den Wipfeln der Bäume. Hier und dort erhob sich mit graulichem Gekrächze ein Schwarm, umkreiste einige Male die Wipfel und zog dann fort, in die anbrechende Dämmerung hinein, um im Walde das Nachtquartier zu beziehen.

Von der Welt schien nichts mehr vorhanden zu sein als der Raum, durch den das menschliche Auge drang. Nur die Laute, die vom nahen Dorf herüberdrangen, das Bellen der Hunde, das Brüllen des hungrigen Viehs, das Schlagen der Stalltüren klang tröstend in die unheimliche Stille. Dort lebten Menschen, die rüstig ihr Tagewerk vollendeten und sich schon auf den Abendfrieden beim Lampenlicht im warmen Stübchen freuten.

Aus dem kleinen Züglein, das schnaubend und ächzend in den Schillehner Bahnhof einlief, stieg ein hochgewachsener Mann mit einer leichten Reisetasche in der Hand. Er schaute sich um. Das Fuhrwerk, das er sich durch Brief vom Gute erbeten, war nicht da. Einige Kinder wiesen ihm auf seine fragende Bitte den Weg. Ohne sonderlich auf den schmutzigen Weg zu achten, schritt er durchs Dorf. Nach kurzer Wanderung blinkten ihm die hellerleuchteten Fenster des stattlichen Wirtshauses entgegen. Der An=

blick war bei dem unfreundlichen Wetter so verlockend, daß er eintrat und sich bei dem freundlichen Wirt eine Tasse Kaffee bestellte. Seine Frage, ob der Gutsherr zu Hause wäre, wurde zunächst mit einem kurzem Nein beantwortet. „Aber er kommt heute nach Hause. Der Inspektor ist hier. Er hat schon das Fuhrwerk nach Pillkallen geschickt.“ Aus dem Nebenzimmer trat ein Mann ein.

„Kann ich den Herrn sprechen?“

Er erhob sich und ging dem Inspektor entgegen. „Professor Walker aus Berlin. Ich habe mich bei Herrn Maleika angemeldet.“

Der untersetzte Mann, dessen Gestalt unwillkürlich an Onkel Bräsig erinnerte, erwiderte mit einer Verbeugung: „Weller heiße ich. Ihr Brief liegt noch bei mir, weil ich wußte, daß der Herr heute kommen wird. Darf ich Ihnen etwas Gesellschaft leisten?“

„Ich bitte darum... Herr Weller, ich bin hierhergekommen, um über den Verbleib der entführten Frauen Näheres zu erfahren.“

Der Inspektor fühlte, daß den Fremden nicht müßige Neugierde trieb, denn seine Stimme zitterte bei der Frage, während das ausdrucksvolle Gesicht mit den scharfen Augen völlig unbewegt blieb.

„Darüber kann ich Ihnen wenig Auskunft geben. Ich bin erst nach dem Unglück hier eingetreten. Aber soviel ich weiß, hat man noch keine Spur, wo die Damen geblieben sind. Vielleicht kann Ihnen Herr Maleika bessere Auskunft geben.“

Der Wirt trat heran. „Erlauben Sie, daß ich mich zu Ihnen setze? Ich habe den traurigen Vorfall hier miterlebt. Es besteht meiner Ansicht nach kein Zweifel, daß der Raub der Damen nicht von der plündernden Bande, sondern von anderer Seite geplant und ausgeführt worden

ist. Die Räuber müssen gewußt haben, daß die Damen nicht zu Hause waren und haben auch gewußt, wo sie hingefahren waren. Wie der Ueberfall ausgeführt wurde? Der alte Schneidereit, der Kutscher, war so vertattert ... er hat ein paar gehörige Hiebe abbekommen ... daß er wenig zu berichten weiß. Er hat nur gesehen, daß den Damen Decken übergeworfen und daß sie nach der Grenze zu weggetragen wurden. Nun habe ich sehr gute Geschäftsverbindungen mit drüben. Etwas unterirdisch, aber sie sind zuverlässig. Auf diesem Wege habe ich erfahren, daß ein Bauer, der nachts in den Stall zu einem kranken Stück Vieh ging, zwei Reiter gesehen haben will, die jeder ein großes Bündel vor sich auf dem Pferde hatten. Wo die Damen geblieben sind, wie sie leben ...?" Er zog mit bezeichnender Gebärde die Schultern hoch.

In seiner Gesprächigkeit fuhr er fort, alle die Vorfälle zu schildern, die dem Raub vorangegangen waren und erwähnte auch den Besuch der beiden Offiziere auf dem Gutshof.

„Wissen Sie, wer das war?", fragte der Professor.

„Aber ja doch! Der eine war der Litauer Karalus, ein unbedeutender gutmütiger Mensch. Der andere ist ein Pole, ein Herr v. Tuczynski. Das ist ein übler Bursche, großschnäuzig, frech ... Er ist erst seit zwei Monaten hier, seitdem die Polen das litauische Heer kommandieren. Als wir mit unseren Nachbarn noch nicht auf Hauen und Stechen standen, war er öfter hier und hat bei mir viel Geld gelassen.... Wissen Sie, meine Herren, was ich meine? Ich glaube, der Tuczynski hat bei der Sache seine Hand im Spiel. Dem ist alles zuzutrauen. Der war hinter den Mädeln in meinem Hause her wie der Habicht hinter den Vögeln."

Der Professor war bei diesen Worten ganz bleich geworden. „Das ist etwas so Ungeheuerliches, was Sie andeuten.“

Der Wirt zuckte die Achseln. „Was soll man denn anderes annehmen?“

„Die Räuber wollen ein großes Lösegeld von Herrn Maleika herauspressen.“

„Das habe ich auch zuerst gemeint. Aber dann hätten sie doch bloß die Frau genommen. Man kann ja auch der Meinung sein, daß die Räuber nicht gewußt haben, welche die Richtige war und daß sie deshalb beide genommen haben. Aber wie gesagt, meine Herren, an das Lösegeld glaube ich nicht. Sonst wären sie damit doch schon an Herrn Maleika herangetreten.“

Es wurde noch viel darüber hin und her gesprochen, bis der Wagen vom Gutshof den Professor abholte. Der Hausherr empfing seinen Gast auf der Diele. „Was führt Sie zu mir?“

„Mich führt die Sorge um das Schicksal der beiden Damen zu Ihnen. Ich habe Fräulein Grete Fahrun näher kennengelernt und nehme herzliche oder richtiger schmerzliche Teilnahme an ihrem Schicksal... Ich hoffte, bei Ihnen Näheres, vielleicht auch Tröstliches zu erfahren, aber diese Hoffnung ist mir im Gasthof bereits geschwunden. Wollen Sie mir eine Frage beantworten“, fuhr er fort, als sie sich im Arbeitszimmer des Hausherrn gegenübersaßen. „Glauben Sie, daß man ein Lösegeld von Ihnen erpressen will?“

„Das habe ich zuerst auch angenommen, aber da ich bis heute vergeblich darauf warte, daß man auf irgendeinem Wege an mich herantritt, neige ich zu der Ansicht, daß ein Racheakt gegen mich vorliegt.“

In den Augen des Professors blitzte es auf. „Wie kommen Sie zu der Annahme?“

„Ich war einige Tage vorher drüben und habe den Herrschaften gründlich meine Meinung gesagt. Sie ließen sich zwar alles von mir gefallen, weil ich Ihnen die Gurgel voll goß, aber sie können es mir doch übel genommen haben. Dann besaßen die Kerle noch die Frechheit, hier zu erscheinen und von mir Genugtuung zu verlangen, weil meine Leute sich gegen die Banditen von drüben, die einen Ochsen rauben wollten, gewehrt haben. Den beiden habe ich gründlich heimgeleuchtet.“

Mit einem tiefen Atemholen erwiderte der Professor: „Dann ist allerdings die Entführung wohl als ein Racheakt anzusehen.“

Der Gutsherr wollte noch etwas hinzufügen, besann sich jedoch und schwieg. Er stand auf und nötigte seinen Gast zu einem Imbiß ins Nebenzimmer. Die Herren hatten sich noch nicht gesetzt, als lautes Pferdegetrappel auf dem Steinpflaster vor dem Hause hörbar wurde. Mit ein und demselben Gedanken sahen die Männer sich an. Der Gutsherr lächelte. „Das ist doch nicht gut anzunehmen, daß die Herrschaften von drüben uns wieder einen Besuch abstatten. Das kann nur unsre Reichswehr sein.“

Er hatte das Richtige getroffen. Ein Offizier kam die Freitreppe herauf, trat auf die Diele und stellte sich dem Hausherrn als Rittmeister Grau vor. „Wir haben Befehl, die Grenze von dem Dorf bis zum Gut zu besetzen.“

„Liegt ein besonderer Anlaß vor?“

„Daß ich nicht wüßte. Aber hoffentlich ist es Ihnen nicht unangenehm, unter militärischem Schutz zu schlafen. Wollen Sie meinen Leuten, die in Alarmbereitschaft bleiben,

einen bedeckten Raum, etwa in der Scheune, anweisen lassen?"

Der Inspektor war schon herbeigekommen und übernahm die Versorgung der Leute. Der Rittmeister gab noch einige Befehle, dann trat er näher, ließ sich dem Professor vorstellen und nahm am Tisch Platz. Er wußte zu berichten, daß die Litauer und die Polen andauernd Truppen nach der Grenze zusammenzögen und daß man mit der Möglichkeit eines feindlichen Angriffs zu rechnen habe.

„Das ist doch aber ganz unerhört", meinte der Professor in deutlicher Erregung. „Deutschland lebt doch mit dem Doppelstaat, wie man ihn jetzt nennen muß, in völligem Frieden."

„Jawohl, aber dies sind die Vorbereitungen, um im gegebenen Augenblick den Frieden zu brechen und in Ostpreußen einzumarschieren."

„Haben Sie schon Anweisung, wie Sie sich in diesem Fall zu verhalten haben?" fragte Maleika.

„Nur die allgemeine für jeden solchen Fall gültige. Wir müssen uns vor offenbarer Uebermacht zurückziehen."

„Das tun wir mit unserer Ortswehr nicht", rief der Gutsherr erregt aus, „und wenn wir einer gegen zehn stehen. Wir lassen uns nicht zum zweiten Male von Haus und Hof jagen."

„Sie glauben also an eine Volkserhebung?", fragte der Rittmeister.

„Ich glaube es nicht nur, sondern ich weiß... Ihnen kann ich es ja wohl sagen, daß die Vorbereitungen für den Entscheidungskampf mit den feindlichen Nachbarn mit großem Eifer betrieben werden. Und ich hoffe, daß es

auch diesmal klappen wird, wie es beim letztenmal auch geklappt hat.“

„So darf ich also bei einem Angriff auf die Unterstützung der Ortswehr rechnen?“

„Unter allen Umständen.“

Mit einer freudigen Bewegung reichte der Gutsherr dem Rittmeister die Hand und stand auf. Nach wenigen Minuten trat er wieder ein, unter jedem Arm einige Flaschen. „Ihre Anwesenheit erscheint mir jetzt als ein so freudiges Ereignis, daß ich Ihnen sowie meinem verehrten Gast, dem Herrn Professor, einen guten Tropfen vorsetzen muß. Dürfen nicht auch Ihre Leutnants daran teilnehmen?“

„Abwechselnd.“

Der gute Tropfen erwies sich als Sorgenbrecher. Er half dem Professor, an den Racheakt zu glauben und weitergehende Sorgen zu verscheuchen. Aber von den Gedanken, die jetzt überall in der Luft herumschwirrten, kam man nicht los. Man begann, die Aussichten und Möglichkeiten eines erfolgreichen Abwehrkampfes gegen die feindlichen Nachbarn zu erwägen. Der Rittmeister meinte, die Kräfte wären zu ungleich, weil den Ostpreußen die großen Waffen und die technische Ausrüstung fehlten.

Maleika lächelte verschmitzt. „Herr Rittmeister, Sie haben recht. Weder im Reich noch in Ostpreußen haben wir in den verflossenen Jahren trotz aller Angstphantasien der Franzosen Waffen und Munition, ja nicht einmal Flugzeuge herstellen lassen können, die für den Kriegsfall taugen. Es gibt aber genug andere Länder, die sich für den Fall eines zweiten Weltkrieges vorbereitet haben. Nehmen Sie an, daß wir von dort alles, was wir brauchen, beziehen werden und zum Teil schon jetzt beziehen.“

„Dazu gehören aber sehr große Mittel.“

„Nehmen Sie an, daß ein unbekannter Wohltäter uns hinreichend damit versorgt. Einen großen Teil erhalten wir auch von einer Macht, die jetzt noch nicht offen hervortritt, die aber ein sehr großes Interesse daran hat, daß wir nicht von unseren Nachbarn übergeschluckt werden. Es dürfte Ihnen, meine Herren, auch nicht unbekannt sein, daß nicht nur leitende Köpfe, sondern auch viele unserer Arbeiter in anderen Ländern beschäftigt sind, natürlich nur in solchen, die uns freundlich gesinnt sind und an unserer Wiederaufrichtung Anteil nehmen. Und schließlich hat unsere Industrie in denselben Ländern eigene Werke errichtet. Wenn Sie sich erinnern, wie fieberhaft schnell sich unsere Industrie im Herbst 1914 auf den Kriegsbedarf einstellte, dann können Sie mir nicht Uebertreibung vorwerfen, wenn ich behaupte, daß sie auch jetzt möglich ist, nein, ich will offen sagen, geschehen wird und zum Teil schon geschieht.“

„Dann muß doch eine treibende Kraft vorhanden sein, die alle diese Dinge vorbereitet hat und jetzt durchführt“, rief der Professor in ehrlichem Erstaunen aus.

„Die treibende Kraft“, erwiderte Maleika ernst, „ist in erster Linie der Haß, der sich bei uns allen, auch in den friedfertigsten Gemütern angesammelt und selbst unsere unentwegten Pazifisten kleinlaut gemacht hat. Wir wollen nicht mehr als ein Stück Aas angesehen werden, das am Wege liegt und an dem jedes Raubtier ungestraft seine Gier stillen kann.“

Der Professor lachte laut auf. „Der Vergleich mit dem gefesselten Prometheus, dem die Geier täglich die neu nachwachsende Leber wegfraßen, lag auch nahe. Sie

haben es vorgezogen, unsere Lage auf gut ostpreußisch etwas drastischer zu kennzeichnen und wir fühlen heraus, daß nach Ihrer Meinung unsere Feinde im Irrtum sind, wenn sie in uns alles Leben erstorben wähnen."

„Jawohl, Herr Professor, wir verstehen uns, und auch mit Ihnen, Herr Rittmeister, obwohl Sie kein Ostpreuße sind."

„Nein, meine Wiege stand im Süden unseres Vaterlandes, ich bin Bayer."

„Das ist mir eine besondere Freude", rief der Gutsherr. „Darauf wollen wir anstoßen. Wir alle haben mit stolzer Freude nach Bayern geblickt, das mit klarer Einsicht und ruhiger Festigkeit seine inneren Zustände nach Niederwerfung des blödsinnigen Kommunistenaufstandes auf die Ordnung der Vorkriegszeit einstellte. Und wir Ostpreußen können von uns dasselbe sagen. Schon vor Jahren habe ich gesagt, daß die beiden Gebiete, die in steter Ruhe an ihrem Wiederaufbau arbeiten werden, Bayern und Ostpreußen sind.... Und das Wort ist in Erfüllung gegangen. Zum Wohle unseres Vaterlandes, meine Herren."

Die Gläser klangen hell zusammen. „Und noch eins muß ich Ihnen sagen. Nicht ich allein, sondern viele andere haben es gehofft und die Hoffnung auch ausgesprochen, daß von Ostpreußen der Anstoß zur Erhebung Deutschlands kommen wird. Ich möchte hoffen, daß auch dieses Wort zur Wahrheit werden wird. Wir stehen am Vorabend schwerer, großer Ereignisse. Wenn mich nicht alles täuscht, wird uns der Kampf um unseren Bestand als deutscher Stamm, als Gau des Deutschen Reiches von unseren Nachbarn aufgezwungen werden. Ob wir untergehen oder mit Ehren bestehen und fortbestehen, müssen wir dem Lenker unserer Geschicke anheim stellen. Aber daß wir keinen

schmachvollen Frieden schließen werden, das steht so felsenfest wie die Sterne über uns."

Nach einer Weile fuhr er leiser fort: „Ich bin von einem großen persönlichen Unglück betroffen worden. Ich bange um ein Leben, das mir teurer ist als meines und ich fürchte, daß mir ein Schmerz auferlegt werden wird, größer und schwerer als irgendeinem meiner Volksgenossen. Aber ich werde nicht klagen, ich werde mich durch ihn nur um so schärfer anspornen lassen, meine Pflicht gegen meine Heimat und mein Vaterland zu tun."

Der Rittmeister hatte sich zu seinen Leuten begeben und schlief, mit seinem Mantel zugedeckt, auf einem Strohlager auf der Tenne. Die Mannschaften hatten eine sehr reichliche Verpflegung und auch einen Seelenwärmer erhalten, der ihnen das Postenstehen in finsterer Nacht bei dem nassen Schneegestöber nicht so schwer erscheinen ließ.

Der Gutsherr und der Professor blieben noch bei einer Flasche Wein sitzen. Unwillkürlich glitt ihr Gespräch wieder auf das Schicksal der beiden Frauen.

„Sie wundern sich vielleicht, daß ich soviel Anteil an dem jungen Mädchen, der Freundin Ihrer Gattin, nehme. Ich habe Fräulein Grete in Berlin kennengelernt. Sie war in der Malklasse meine Schülerin. Ihre liebliche Erscheinung, ihr wunderbarer Liebreiz zogen mich an. Ich suchte und fand Gelegenheit, sie näher kennenzulernen und fand, daß ihre seelischen Eigenschaften noch viel liebenswürdiger sind als ihre äußeren Vorzüge. So etwas kristallklares von Wesen, solch eine goldige Reinheit habe ich noch nie kennengelernt... Es entstand eine Freundschaft zwischen uns, die auch vor der schärfsten Prüfung als einwandfrei bestehen muß. Wir wissen beide, daß wir uns nicht mehr sein dürfen und haben daher alle weitergehenden Wünsche tief in unser Herz verschlossen. Nun werden Sie

verstehen, weshalb ich auf die Nachricht, die mir ein Freund aus Ostpreußen zugehen ließ, hierher geeilt bin."

Maleika nickte ernst. „Ich habe die Freundin meiner Frau erst vor kurzem kennengelernt und unterschreibe Ihr Urteil über das liebe Mädchen ohne jede Einschränkung. Ich begreife deshalb auch die Sorge, die Sie erfüllt."

Der Professor beugte sich vor und erfaßte seinen Arm mit festem Griff. „Haben Sie Hoffnung, daß den Damen drüben nichts geschieht, daß wir sie gesund und wohlerhalten wiedersehen werden?"

Maleika sah dem Gast fest in die Augen. „Ja, ich habe die feste Zuversicht, daß diese Prüfung über kurz oder lang durch einen guten Ausgang beendet wird."

„Für das Wort danke ich Ihnen von ganzem Herzen."

8. Kapitel.

Als der Pole die Tür hinter sich geschlossen hatte, brach die Energie der beiden Frauen zusammen. Sie umschlangen sich und weinten sich aus. Und die Tränen schafften ihnen Linderung. Trude war die erste, die sich aufrichtete. „Grete, nun hör auf zu gransen, es hat doch keinen Zweck . . .“

„O doch . . . Weißt du, der Mensch ist doch ein komisches Geschöpf. Während ich an deiner Brust lehnte, fiel mir ein Vers von Klopstock ein. Ich heulte mal, ich weiß nicht mehr aus welcher Ursache, als kleines Mädchen ganz heftig. Da kam mein Bruder, der damals auf Sekunda saß, und sprach mir, natürlich zum Hohn, folgenden Vers vor: ‚Lindernde Tränen, euch gab die Natur dem menschlichen Elend weis' als Gesellinnen zu. Wäret ihr nicht und könnte der Mensch sein Elend nicht weinen, ach, wie ertrüg' er es da'.“

„Ja, es geht einem manchmal was durch den Kopf, ohne daß man weiß, weshalb und woher solch ein Gedanke kommt; aber mit dem Trost, den uns dein Vers spendet, ist uns jetzt wenig gedient. Wir können uns doch nicht Wochen oder vielleicht Monate durch das Leben heulen.“

Erschreckt sah Grete sie an. „Du meinst doch nicht etwa, daß unsere Leidenszeit noch so lange dauern wird?“

„Das kann man nicht wissen. Der ekelhafte Kerl wird ohne Zweifel uns bald wieder heimsuchen.“ Sie sah mit

forschendem Blick auf ihre Freundin. „Du bist also nur aus Versehen mitgenommen und wirst bald ausgeliefert werden.“

„Um Gottes Willen, Trude, glaubst du das? Das ist doch nur der Vorwand, um mich von dir zu trennen und dann steht mir das Schlimmste bevor. Nein, ich lasse mich nur mit Gewalt von dir trennen, und dann gibst du mir deine Pistole. Der Kerl hat mich nur ein paarmal angesehen, als er mit dir sprach, aber seine Blicke sagten mir genug.“

„Das habe ich auch gesehen und stimme dir völlig zu. Wenn ich bloß wüßte, ob mein Mann schon weiß, daß wir geraubt sind. Der wird doch sicherlich Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um uns zu befreien. Meine Sorgen sind noch größer als die deinen. Du hast keine anderen Angehörigen, und dein Freund weiß nichts von deinem Schicksal, aber ich muß mich noch um meinen Mann zersorgen. Was hat der jetzt seelisch durchzumachen.“

Sie wurden durch den Eintritt ihrer Wirtin unterbrochen, die das Abendbrot auftrug. Die junge Frau trat dicht an sie heran. „Weshalb lassen Sie solch einen Menschen zu uns?“

Die Frau zuckte die Achseln. „Dagegen kann ich nichts machen, auch mein Mann nicht.“

„Ist der Pole euer Herr?“

„Wie man's nimmt. Er hat die Macht . . .“

„Nein, Sie und Ihr Mann sind seine Helfershelfer und werden dafür bezahlt.“ Sie dämpfte die Stimme. „Frau, seien Sie doch klug. Sie bekommen von uns viel mehr als Ihnen der Polack geben kann, wenn Sie uns zur Flucht verhelfen. Wir sind doch keine zwei Meilen von der Grenze entfernt. Sie brauchen uns bloß 'raus zu lassen.“

„Geben Sie sich keine Mühe, junge Frau. Das kann ich nicht, selbst wenn ich es wollte. Mein Mann geht nie darauf ein."

Achselzuckend wandte Trude sich ab. Sie war wieder um eine Hoffnung ärmer. Schweigend aßen die Frauen ein paar Happen und vertieften sich bis zum Schlafengehen in ein Buch. Die Ungewißheit legte sich mit Flügeln aus Blei auf ihre Seelen, sie wirbelte ihnen schreckhafte Gedanken durch den Kopf, so daß sie nicht mehr den Mut fanden, sich gegenseitig zu trösten und eine Erlösung von der Zukunft zu erhoffen . . .

Der nächste Tag verlief schweigsam, und wenn eine den Blick der andern suchte, las sie darin keine tröstliche Hoffnung mehr, sondern lähmende Furcht.

In der Dämmerung erschien wieder der Pole. Als sie seinen sporenklirrenden Tritt auf der Treppe vernahmen, setzten sie sich, wie um aneinander Hilfe zu suchen, auf das Sofa. Herr v. Tuczynski verbeugte sich tief. „Ich komme, um wenigstens dem gnädigen Fräulein eine gute Botschaft zu bringen." Er zog einen Stuhl an den Tisch und setzte sich neben Grete. „Ich habe Ursache anzunehmen, daß Sie, gnädiges Fräulein, schon morgen frei sein werden. Aus gewissen Gründen wird die Sache etwas formlos vor sich gehen. Sie werden bis zur Grenze gebracht und dort freigelassen."

„Geben Sie sich keine Mühe, Herr v. Tuczynski," erwiderte Grete mit bebender Stimme, „ich glaube Ihnen nicht. Es ist nur der Vorwand, um mich von meiner Freundin zu trennen. Aber wir lassen uns nicht trennen."

„Gnädiges Fräulein zeigen mir immer die Krallen und haben doch so weiche Pfötchen," lachte der Pole und streckte die Hand aus, um ihre im Schoß liegenden Hände zu streicheln oder zu fassen.

Mit heftiger Bewegung zog Grete ihre Hände zurück und barg sie hinter dem Rücken. „Ich verbitte mir solche Ungezogenheiten, Herr v. Tuczynski.“

„Ach, die Damen sind noch sehr stolz. Sie verschmähen die Teilnahme eines guten Freundes, eines sehr guten Freundes. Es ist auch nicht klug, einen Freund, der helfen kann und will, so schroff abzuweisen.“

„Ach, sparen Sie doch Ihre Worte,“ rief Trude mit deutlicher Entrüstung in der Stimme. „Wir wissen ganz genau, wie wir mit Ihnen daran sind. Sie sind es, der uns hat rauben lassen und jetzt hier verborgen hält. Aber das sage ich Ihnen: Sie werden Ihren Zweck nicht erreichen. Sie können uns bloß in den Tod treiben, aber uns nicht unsere Ehre rauben. Und jetzt bitte ich Sie, uns von Ihrer Gegenwart zu befreien.“

Mit höhnischem Lächeln schüttelte der Pole den Kopf. „Gnädige Frau sind sehr grausam gegen mich. Ich war sehr glücklich, als mir aufgetragen wurde, für die Damen zu sorgen und habe gehofft, ab und zu ein Stündchen angenehm zu verplaudern. Ich nehme sehr großen Anteil an Ihrem Schicksal, meine Damen, wirklich sehr großen Anteil, und nun geben Sie mir schuld an Ihrem Unglück und weisen mich fort. Ich gehe, aber ich komme wieder, ich werde immer wiederkommen, bis ich Ihnen eine bessere Meinung von mir beigebracht habe.“

Er blieb noch einen Augenblick sitzen, als wenn er auf eine Antwort wartete. Sie bestand in eisigem Schweigen. Da stand er langsam auf, verneigte sich und ging zur Tür, wo er mit angezogenem Degen sich nochmals verneigte...

„Der Kerl lügt, wenn er den Mund aufmacht“, rief Trude so laut, daß es der Pole noch gehört haben konnte. „Erst kündigt er dir deine Befreiung an, und dann will er uns täglich besuchen.“

„Weißt du es jetzt, daß der Raub nur mir gegolten hat und daß du unschuldig mit mir leidest?“, fragte Grete.

„Leider kann ich nicht nein sagen. Er scheut sich, uns mit Gewalt zu trennen oder trennen zu lassen, und nun wird er uns täglich heimsuchen, um dich zu erobern. Läßt sich dein Herz nicht von solcher Standhaftigkeit rühren?“

„Ach, Trude, wie kannst du darüber scherzen?“

„Galgenhumor, Gretelein. Ich möchte nicht, daß du das schüchterne Liebesgirren dieses Lebejünglings tragisch nimmst. Den edlen Polen gelüstet es nach edleren Genüssen, als sie das wüste Lagerleben bietet, und ich fürchte, daß er bald zudringlicher werden wird. Aber dann weiß ich, was ich zu tun habe. Vielleicht ist das der nächste und beste Ausweg . . . wollen nicht darüber sprechen, aber ich tu's, so wahr ich hier stehe. Wenn bloß mein Mann wüßte, wo wir sind. . . . Heute nacht habe ich von ihm geträumt. Er sah so jämmerlich elend und verfallen aus, und da habe ich heftig weinen müssen.“

„Tränen im Traum bedeuten Lachen in Wirklichkeit.“

„Ich glaube nicht daran . . . und außerdem war ich wach, als ich weinte . . .“

Zwei Tage vergingen, ohne daß sich der Pole blicken ließ, erst am dritten stellte er sich gegen Mittag ein. Er wurde mit eisigem Schweigen empfangen, die Frauen waren übereingekommen, ihm nicht zu antworten, wenn es nicht durchaus nötig werden sollte.

„Ich komme nur, um zu fragen, ob das gnädige Fräulein sich jetzt entschlossen hat, mir in die Freiheit zu folgen.“

„Nein,“ erwiderte Grete fest.

„Das tut mir sehr leid, anderseits bin ich glücklich, das gnädige Fräulein dann noch öfter sehen zu können. Gnädiges Fräulein werden wohl schon bemerkt haben, daß ich große Teilnahme für Sie hege. Ja wirklich, sehr große

Teilnahme. Ich bin sehr reich und stehe ganz allein in der Welt. Ich sehne mich sehr danach, eine Gefährtin für mein Leben zu gewinnen. Ich sage heute nichts mehr, ich bitte nur um gütige Erlaubnis, Ihnen von mir und meinem Leben zu erzählen. Ich sehe, daß Sie ein gewisses Vorurteil gegen mich haben, gnädiges Fräulein, und ich wäre glücklich, wenn ich es überwinden könnte. Ja, sehr glücklich . . .“

Seine Blicke sprachen noch deutlicher als seine Worte, aber sie redeten eine andere Sprache. Und was das junge Mädchen darin las, erfüllte sie mit banger Furcht. Sie lehnte sich zur Seite und schmiegte sich wie schutzsuchend an ihre Freundin. Der Pole streckte seine Hand aus und strich ihr liebkosend über den Arm . . .

„Herr v. Tuczynski, Sie werden ungezogen. So handelt kein Kavalier, am wenigsten gegen ein schutzloses Mädchen,“ rief Trude heftig aus.

Mit rotem Kopf sprang der Pole auf. „Bitte, gnädige Frau, sich nicht in meine Angelegenheiten zu mischen. Die Damen haben, wie ich sehe, immer noch nicht ihre Lage begriffen.“

„O ja,“ erwiderte die junge Frau aufflammend, „wir wissen, daß wir auf Gnade und Ungnade Ihnen preisgegeben sind. Und wir wissen jetzt auch, daß wir es mit keinem Ehrenmann zu tun haben, sondern mit einem . . .“

„Trude,“ rief Grete dazwischen und schnitt ihr das Wort ab.

Der Pole verbeugte sich. „Ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein, daß Sie mir die Beleidigung erspart haben, wenigstens teilweise, und lege Ihnen mein Herz zu Füßen.“

Er verneigte sich tief vor Grete und ging.

„Viel schlimmer kann es jetzt nicht mehr kommen,“ meinte Trude noch heftig erregt und nahm ihre an allen

Gliedern zitternde Freundin in die Arme. „Er hat dir heute eine Liebeserklärung in aller Form gemacht . . . ich bin gespannt, was nun kommen wird.“

„Er wird uns gewaltsam trennen, und dann bin ich verloren,“ klagte Grete leise.

„Sei nicht so verzagt, Puttchen, du vergißt, daß ich eine Waffe habe und sie zu gebrauchen gedenke.“

Es war am nächsten Tage in der Dämmerstunde. Trude hatte sich mit heftigen Kopfschmerzen in die Kammer begeben und aufs Bett gelegt. Grete stand am Fenster und schaute in trüben Gedanken in den anbrechenden Abend. Draußen wirbelten lustig große Flocken herunter. Sonst hatte dieser Tanz der Flocken sie immer erfreut, heute lagerte auf ihrem Herzen ein Alpdruck wie eine Vorahnung kommenden Unglücks.

Ein leichtes Geräusch hinter ihr veranlaßte sie, den Kopf nach der Tür zu wenden. Der Schreck verschlug ihr die Sprache, denn in der offenen Tür stand der Pole, der ganz leise heraufgeschlichen sein mußte. Mit einigen Schritten war er bei ihr und warf seinen Arm um sie. Sie hatte sich im letzten Augenblick umgedreht und die Hände wie abwehrend erhoben. Die Angst verdoppelte ihre Kräfte. Sie stemmte ihre Hände gegen seine Brust und stieß ihn zurück. Und jetzt fand sie auch die Kraft, laut aufzuschreien: „Trude . . . Hilfe!“

Sofort erschien die junge Frau in der Kammertür. „Was unterstehen Sie sich? Sofort lassen Sie meine Freundin los!“

Der Pole war von seiner Leidenschaft so geblendet, daß er den Ruf nicht zu hören schien. Mit überlegener Kraft preßte er das Mädchen an sich. Trude war noch zwei Schritte auf ihn zugetreten . . . Mit zitternder Hand hob sie die Waffe . . . Ein kurzer, scharfer Knall . . . Dem

Polen sank der rechte Arm kraftlos herab. Mit der linken faßte er nach der Schulter. Sein Blick flog scheu zu der Frau hin, die ihm noch mit gehobener Hand gegenüberstand. Jetzt hob Trude auch die linke Hand und wies nach der Tür. „'Raus, sonst schieße ich Sie über den Haufen wie einen tollen Hund."

Mit wankenden Schritten ging der Pole aus dem Zimmer. Die junge Frau sicherte die Waffe und steckte sie ein. Dann schloß sie die Tür. Als sie sich umwandte, kam Grete auf sie zu und warf sich ihr an die Brust. „Trude, ich danke dir, aber wie wird es uns jetzt gehen!"

Noch in zorniger Erregung erwiderte Trude: „Danach frage ich jetzt nicht. . . . Es war meine Pflicht, dir zu helfen und dich vor dem brutalen Angriff zu retten. Jetzt habe ich den Mut, auch gegen eine andere Gefahr mich zu wehren. Aber nun müssen wir, wie ich glaube, auf unserer Hut sein, daß wir nicht schlafend überfallen werden. Ich schlage vor, wir stecken die Lampe an und lassen sie hier im Zimmer brennen. Wir setzen uns in der Kammer aufs Bett. . . ."

Drei Stunden saßen sie im Halbdunkel in gespannter, von geheimer Sorge erfüllter Erwartung. Im Hause unten rührte sich nichts. . . . Endlich kam die Treppe herauf ein schwerer Schritt. Ihre Wärterin trat ein und brachte Abendbrot. Trude trat auf die Schwelle, sprach aber die Frau nicht an, die schweigend das Essen auf den Tisch stellte und 'rausging.

„Komm, Grete, wir müssen etwas zu uns nehmen, damit wir unsere Kräfte behalten. Komm. . . ."

Es verging ein Tag, es verging der zweite, ohne daß sich etwas ereignete. Auf eine Frage nach Herrn von Tuczynski gab die Frau keine Antwort.

Am dritten Tage, als es schon dunkelte, kamen wieder Schritte die Treppe herauf. „Das wird doch nicht Tuczynski sein", sagte Trude und griff in die Tasche nach ihrer Waffe. Ein ältlicher Herr in Zivil trat ein. „Meine Damen, ich komme, Ihnen mitzuteilen, daß Sie sich reisefertig machen müssen. Sie werden von hier weggebracht."

„Hoffentlich an die Grenze und in Freiheit gesetzt."

„Das ist gänzlich ausgeschlossen. Eine von Ihnen hat einen Offizier schwer verwundet. Jetzt ist Ihre Freilassung zweifelhafter als je."

„Mit welchem Recht hat man uns bisher festgehalten?" fragte Trude heftig.

„Darauf muß ich Ihnen die Antwort verweigern. Eigentlich müßte ich Ihnen auch die Waffe abnehmen. Aber Sie mögen sie für den äußersten Notfall behalten."

„Ist Herr v. Tuczynski schwer verwundet?" fragte Grete.

„Sehr schwer", erwiderte der alte Herr ernst. „Die rechte Schulter ist zersplittert, und das Geschoß bis in die Lunge gedrungen. Ich hoffe aber, daß er mit dem Leben davonkommen wird. Aber nun bitte ich Sie, sich anzukleiden."

Die Frauen gingen in die Kammer, wo sie ihre Mäntel hängen hatten . . . Als Trude ihren Mantel vom Nagel nahm, stieß sie einen leisen Ruf aus.

„Was hast du?"

„Geld, viel Geld habe ich, das ist jetzt noch mehr wert als die Waffe. Ich hatte ganz vergessen, daß mir mein Schwager das Geld für zwei Kälber mitgegeben hat . . ."

Der alte Herr ging mit der Lampe in der Hand ihnen voran die Treppe hinab. Im Flur stand ihre Wärterin. „Nehmen Sie die Decken mit, die Sie mitgebracht haben. Sie werden sie brauchen können."

Grete reichte ihr die Hand. „Wir danken Ihnen, daß Sie uns so freundlich bedient und versorgt haben."

Vor dem Tor des Gehöftes stand ein geschlossener Wagen, der mit ihnen auf schlechtem, holprigem Waldweg schnell davon fuhr. Nach einer Stunde Fahrt leuchteten ihnen die Scheinwerfer eines Autos entgegen. Der Wagen hielt, sie mußten in das Auto umsteigen.

„Ich glaube, jetzt werden wir als Staatsgefangene behandelt," meinte Trude mit einem Anflug von Humor. In schneller Fahrt ging es in die finstere Nacht hinein. Es mochten wohl fünf bis sechs Stunden vergangen sein, als die Frauen merkten, daß sie über Steinpflaster und durch eine große Stadt fuhren. Nach endloser Fahrt durch breite Straßen und enge Gassen, in denen nur hier und dort eine vereinzelte Laterne brannte, hielt das Auto vor einem großen Gebäude. Die Tür öffnete sich wie auf Zauberspruch. Eine große Frau, die einen Soldatenmantel trug, stand mit einer Laterne in der Tür. Ein Mann, der vorn neben dem Wagenführer saß, wechselte mit ihr einige litauische Worte.

„Kommen Sie mit mir," sagte die Frau in deutscher Sprache. Sie führte sie einen langen Korridor entlang, dann drei Treppen empor, bis sie vor einer Tür stehen blieben, die sie aufschloß. Ein großes, kahles Zimmer, dessen Möbel aus Tisch und Stuhl bestanden, nahm die Gefangenen auf. Außerdem standen zwei Betten da, die zwar buntfarbig, aber frisch bezogen zu sein schienen. Jetzt langte die Frau in die Tasche und brachte ein Stümpfchen Licht zum Vorschein, das sie an ihrer Laterne anzündete und auf den Tisch klebte. „Lassen Sie das Licht nicht länger brennen als nötig ist," sagte sie nicht unfreundlich, „das Licht ist bei uns teuer."

„Wo sind wir, gute Frau?“ fragte Trude mit sanfter Stimme.

„In Kowno, im Frauengefängnis.“

„Wir sind doch deutsche Frauen und mit Gewalt geraubt. Wie kann man uns in ein Gefängnis sperren?“

„Das geht mich nichts an. Sie wurden mir heute als zwei Gefangene gemeldet und sind jetzt hier. Gute Nacht!“

„Es hätte noch schlimmer kommen können“, meinte Grete, als sie sich auskleideten. „Ich war auf ein elendes Loch mit Ungeziefer gefaßt.“

„Ich auch, aber unter übermäßiger Ausstattung werden wir nicht zu leiden haben . . . Na, wenigstens haben wir die Mittel, uns das Dasein, wenn es irgend möglich ist, etwas zu erleichtern. Weißt du, Puttchen, seitdem die Geschichte mit dem edlen Polen so gut für mich abgelaufen ist, habe ich wieder Mut . . .“

Grete wollte erwidern, daß die Folgen sich wohl jetzt erst einstellen würden, hielt es aber für besser zu schweigen.

9. Kapitel.

Es war ein Glück, daß v. Tuczynski seinen Burschen mitgenommen hatte, einen ihm mit hündischer Treue ergebenen Menschen. Mit seiner Hilfe bestieg er sein Pferd und ritt nach Hause. Er mußte seine ganze große Willenskraft aufwenden, um sich im Sattel zu halten. In seinem Quartier legte er sich auf den Diwan und ließ den Regimentsarzt holen, einen alten Herrn, aus Posen gebürtig, der noch unter preußischer Herrschaft studiert hatte.

Der Waffenrock mußte aufgeschnitten werden, denn der Knochen des Oberarmes war durchgeschlagen. Der Verwundete war schon sehr matt, denn der Blutverlust war trotz der kleinen Wunde groß gewesen. Während der Aermel abgetrennt wurde, hustete der Leutnant auf und warf im Schleim Blut aus. Der Arzt, der mit ihm verwandt war und ihn von klein auf kannte, machte ein sehr bedenkliches Gesicht. „Wo hast du dir denn das geholt, Stanislaw?“

„Ein rabiates Weib hat mich angeschossen, Onkel.“

„Ich möchte dir raten, in Zukunft ungefährlichere Liebesabenteuer zu suchen.“

„Davon werde ich wohl für eine lange Zeit genug haben. Es darf auch nichts verlauten, daß ich angeschossen worden bin. Für die Gegenwart muß die offizielle Version lauten, daß ich gestürzt bin und mir den Arm gebrochen habe.“

Schweigend untersuchte der Arzt den entblößten Arm. „Der Knochen ist durchgeschlagen und, wie mir scheint, auch zersplittert. Das ist aber nicht das Schlimmste. Viel gefährlicher ist es, daß das Geschoß noch in den Brustkasten eingedrungen ist und in der Lunge sitzt. Ich kann es nicht verantworten, dich hier in den unzureichenden Verhältnissen zu lassen. Du mußt nach Kowno geschafft und mit Röntgenstrahlen untersucht werden."

Nachdem er den Arm verbunden hatte, setzte sich der alte Herr neben den Diwan. „Nun beicht' mal!"

„Ach, Onkel, ich habe sehr wichtige Dinge mit dir zu besprechen", erwiderte Stanislaw, nachdem er sich durch einen großen Kognak gestärkt hatte. „Ich habe vor einigen Tagen zwei deutsche Damen jenseits der Grenze aufheben lassen."

Der Arzt zog die Augenbrauen hoch. „Das sind wohl die beiden, deren Auslieferung die deutsche Regierung so energisch verlangt?"

„Ja, das sind sie. Ich habe sie mit Fedor in Empfang genommen und nach der Dombrowka gebracht. Der Waldwärter ist mein Milchbruder und mir unbedingt ergeben. Da sind sie noch. Ich habe sie mehrmals besucht, um dem jungen Mädchen meine Huldigungen darzubringen, da hat mich ihre Freundin, eine tapfere junge Frau, angeschossen."

„Kann mir schon denken, weshalb", brummte der Arzt.

„Ich konnte doch nicht ahnen, daß die Frau eine Waffe bei sich trug. Aber die Hauptsache: die Damen müssen weg."

„Das ist doch sehr einfach. Man packt sie auf einen Wagen, fährt sie nachts bis zur Grenze und läßt sie laufen."

„Nein, Onkel, das geht nicht. Die Damen müssen weggebracht werden, denn ich traue der Frau des Waldwärters nicht. Sie hat schon versucht, ihren Mann zu überreden, Nachricht von den Frauen über die Grenze zu bringen.

Dann komme ich in Teufels Küche. Sie müssen weg und verschwinden. Wenigstens für einige Wochen noch".

„Das ist leicht gesagt, aber wohin?"

„Ich weiß es schon. Die Mutter des Waldwärters, meine Amme, führt die Aufsicht im Kownoer Frauengefängnis. In meinem Schreibtisch findest du gestempelte Aufnahmeformulare. Die füllst du mit zwei beliebigen Namen aus . . . Am besten, du begleitest mich nach Kowno und sprichst selbst mit der Frau. Die Damen müssen ein sauberes Gelaß bekommen und gut behandelt werden."

Das Sprechen strengte ihn so an, daß er sich trotz des Widerspruchs des Arztes von seinem Burschen noch einen Kognak geben ließ. Der alte Herr war sehr ärgerlich über seinen Neffen und hätte ihm am liebsten scharfe Vorwürfe gemacht wegen dieser Weibergeschichten, aber sein Zustand verbot es. Er mußte so schnell wie möglich hier weggeschafft und untersucht werden, um die Kugel zu finden und, wenn möglich, zu entfernen. Er füllte die Formulare aus, steckte sie zu sich und ging zum Kommandeur, der nur einige Häuser entfernt wohnte. Mit ernster Miene erstattete er ihm Meldung, daß der Leutnant v. Tuczynski mit dem Pferde gestürzt sei und sich einen gefährlichen Armbruch zugezogen habe. Er bäte um ein geschlossenes Auto für den Kranken, der sofort operiert werden müsse.

Der polnische Major fluchte und wetterte über das unsinnige Reiten des Leutnants und befahl das Auto für den Kranken. Dann lächelte er verständnisvoll. „Sie werden Ihren Neffen wohl nach Kowno begleiten und einige Tage bei ihm bleiben wollen. Ich bitte, mir sogleich nach Ihrer Rückkehr Bericht zu erstatten."

Eine halbe Stunde später war Stanislaw liegend im Auto untergebracht. Er war sehr schwach und die Bewegung des Wagens, der auf der schlechten Chaussee hüpfte und

ruckte, verursachte ihm große Schmerzen, aber er trieb zur Eile. Er hatte heftiges Wundfieber und wurde von der Angst gepeinigt, daß es ihm ans Leben gehen könnte.

Um Mitternacht hielt das Auto vor dem Militärlazarett. Der alte Herr hatte vor der Abfahrt durch dringendes Diensttelegramm den Chefarzt ersucht, mit einem Assistenten sich für die Untersuchung und Behandlung eines schwer verletzten Offiziers bereit zu halten, aber entweder war die Depesche noch nicht eingetroffen, oder der Herr Chefarzt war irgendwo in einer lustigen Gesellschaft und unauffindbar. Zum Glück fand er in einer älteren Schwester eine Gehilfin, die es verstand, eine Durchleuchtung des Kranken vorzunehmen. Das Bild ergab die tröstliche Gewißheit, daß die Kugel von unten durch die Lunge gedrungen und dicht unter dem Schulterblatt saß, wo sie durch einen Eingriff mit dem Messer verhältnismäßig leicht zu entfernen war.

Da die ausgeschickten Boten unverrichteter Sache zurückkehrten, entschloß sich der Stabsarzt, unter Hilfe der Schwester die Operation selbst auszuführen. Sie gelang. Nachdem der Kranke kunstgerecht verbunden und zu Bett gebracht war, machte sich der Arzt auf den Weg, um eine Unterkunft zu suchen. Er war in der litauischen Hauptstadt zur Genüge bekannt, um zu wissen, wo er einen Unterschlupf für die Nacht und, wenn er wollte, noch eine fidele Gesellschaft finden konnte, die sich mit einem soliden Bac oder Poker über die Oede des Garnisondienstes tröstete. Er entschied sich für das letztere, denn so traurig auch die Veranlassung war, so willkommen war ihm die Tatsache, daß er für einige Tage dem einförmigen Leben an der Grenze entronnen war, wo seine Hauptaufgabe darin bestand, die Drückeberger, die sich einige Tage behäbiger Muße verschaffen wollten, durch Matrosenhonig, wie man in der

deutschen Armee das wohltätige Rizinus zu nennen pflegte, von ihren vorgetäuschten Leiden zu befreien. Um einige Hand voll schmutziger Papierlappen bereichert, kehrte er gegen Morgen ins Lazarett zurück, wo er neben dem Bett seines Neffen, der apathisch im Halbschlaf fieberte, ein paar Augen voll Schlaf von der versäumten Nachtruhe nachholen wollte.

Morgens wurde der Bursche Fedor zunächst mit den Formularen in das Frauengefängnis geschickt. Bald nach Mittag fuhr der alte Herr mit dem Auto ab, um die Entführung der Frauen aus dem einsamen Waldhause ins Werk zu setzen. Gegen Abend ließ Stanislaw, der sich ein wenig besser fühlte, seine Amme, die Vorsteherin des Frauengefängnisses, holen und schärfte ihr ein, die beiden Frauen, die in der Nacht ankommen würden, anständig unterzubringen und gut zu behandeln, aber jede Berührung mit der Außenwelt zu verhindern. Er bat sie auch, ihm über das Befinden der Damen ab und zu Nachricht zu bringen. Die Frau, die ihren Pflegesohn abgöttisch liebte, war über seine Krankheit und seinen Unfall sehr traurig und versprach, ihn öfter zu besuchen und die gewünschte Nachricht zu bringen.

Die gefangenen Frauen empfanden es schon am nächsten Tage, daß sich ihre Lage gebessert hatte. Ihre Wärterin erkundigte sich schon beim Frühstück, ob die Damen Wünsche hätten. Sie erhielt den Auftrag, frische Unterwäsche zu kaufen und verschiedene kleine Toilettengegenstände, deren Mangel ein Gebildeter schwer zu empfinden pflegt. Die Frau war nicht nur diensteifrig, sondern auch peinlich ehrlich, denn sie brachte für jeden Gegenstand, den sie eingekauft hatte, eine Quittung des Geschäfts mit. Auch über den geringen Preis waren die Frauen erstaunt, denn sie wußten nicht, daß Polen die Litauer in ihr Valutaelend

herabgezogen hatte und die deutsche Mark eine ziemlich hohe Kaufkraft besaß.

In vergnügter Stimmung wechselten sie die Wäsche, nachdem sie eine gründliche Reinigung vorgenommen hatten. Dann verlangten sie ein gutes Mittagessen für ihr Geld. Sie waren sich schlüssig geworden, bei ihrer jetzigen Aufseherin zunächst keine Bestechungsversuche zu unternehmen. Auch die Frage nach Tuczynski unterließen sie, obwohl sie mutmaßten, daß die Frau etwas von seinem Ergehen wissen könnte. Denn es war sehr wahrscheinlich, daß der Pole ihre Ueberführung aus dem Waldhause in das Gefängnis veranlaßt hatte. Dagegen verlangten sie dringend, einem Richter oder höheren Beamten vorgeführt zu werden. Die Frau versprach, es zu melden und behauptete, es auch gemeldet zu haben. Aber die Tage vergingen, ohne daß ihre Forderung erfüllt wurde. Sie kamen allmählich zu der Erkenntnis, daß sie auch hier von dem Polen versteckt gehalten wurden und ihre Anwesenheit im Gefängnis den Behörden verheimlicht worden sei.

Für ihre Bequemlichkeit hatten sie gesorgt, soweit es möglich war. Sie hatten sich eine Lampe und Petroleum, dessen hoher Preis sie in Erstaunen setzte, angeschafft und gleich am ersten Tage Bücher verlangt.

Am nächsten Tage gelang es ihrer Aufseherin, die sich willfährig zeigte, in einem großen Magazin einige deutsche Bücher aufzutreiben . . .

Einige Tage danach wurden die Gefangenen durch die Frage ihrer Aufseherin überrascht und ins höchste Erstaunen gesetzt, ob das Fräulein sie nicht auf einem Ausgange begleiten wolle. Sie sahen sich an und wußten, daß sie dasselbe dachten: das wäre ein neuer Versuch des Polen, sie zu trennen. Nicht ganz logisch, aber aus ihrem Gefühl heraus

fragte Grete, wer ihr den Auftrag gegeben hätte, sie spazieren zu führen.

„Es handelt sich nicht um einen Spaziergang, sondern um den Besuch eines Schwerkranken, der Sie zu sehen und zu sprechen wünscht.“

„Herr v. Tuczynski,“ rief Trude aus. Die Frau nickte. „Wie geht es ihm? . . .“

„Sehr schlecht . . . Er liegt hier im Militärlazarett. Erst sagte er mir, daß er mit dem Pferde gestürzt und sich den Arm gebrochen hätte. Aber nun weiß ich, daß er angeschossen wurde von der Seite. Die Kugel hat den Arm zersplittert und ist noch durch die Lunge gegangen.“ Sie sah dabei so ehrlich bekümmert aus, daß die Frauen nicht an ihren Worten zweifeln konnten. Trude wurde bleich.

„Kennen Sie Herrn v. Tuczynski näher?“

„Ich bin seine Amme gewesen. Ich habe ihn ebenso lieb, wie meinen richtigen Sohn, den Waldwärter, bei dem Sie gewesen sind.“

Wieder sahen die Frauen sich an. Nun wurde ihnen vieles klar.

Trude trat an die Aufseherin dicht heran. „Frau, können Sie schwören, daß Sie die Wahrheit sagen?“

„Es ist die reine Wahrheit, so wahr, wie ich mal vor Gott stehen muß und Rechenschaft ablegen. Er hat in seinem Fieber immer nach dem gnädigen Fräulein gerufen, wie mir die Schwester erzählte, die ihn pflegt. Sie meint, es wäre sehr gut für ihn, wenn das Fräulein zu ihm kommen möchte. Er ist sehr schwach, aber heute vormittag war er bei voller Besinnung und bat mich, das Fräulein zu ihm zu führen. Nur für ein paar Minuten.“

Ihre Augen baten noch mehr als ihr Mund. „Wie denkst du darüber, Grete,“ fragte die junge Frau unsicher. „Kannst du dich entschließen?“

Grete nickte. „Ich will es wagen, ich vertraue der Frau."

Im nächsten Augenblick fühlte sie ihre Hände ergriffen und leidenschaftlich geküßt. „Der Himmel segne Sie dafür, gnädiges Fräulein, Sie werden dem Kranken wie ein Engel erscheinen."

Als es dunkelte, kam die Frau, Grete abzuholen und brachte ein Umschlagtuch mit, wie es die einfachen Frauen zu tragen pflegen, in das sie sich einhüllen mußte. Es war ihr doch sehr bang, als sie neben der Frau durch die engen Gassen schritt. Sie zweifelte nicht daran, daß die Frau sie zu einem Schwerkranken führte, aber wie sollte sie sich ihm gegenüber benehmen? Dem Manne gegenüber, der ihr so schweres Leid zugefügt und sie so schwer beleidigt hatte?

Schweigsam schritt sie an der Seite der Frau, der auch der Mund verschlossen zu sein schien. Mit Ueberwindung trat sie in das matt erleuchtete Zimmer, in dem ihr eine warme, mit Lysolgeruch erfüllte Luft entgegenschlug. Von dem Stuhl am Bett erhob sich eine Krankenschwester, die ihr Platz machte. Dann verließ sie das Zimmer. Zaghaft richtete Grete ihren Blick auf den Kranken, dessen Gesicht kaum von dem weißen Kissen abstach. Der funkelnde Blick seiner schwarzen Augen, der sie erschreckt und beleidigt hatte, war verschwunden . . . Müde Traurigkeit lag jetzt in ihnen. Und dann glomm es in ihnen auf und sie las darin die stumme Bitte um Verzeihung.

Mit leiser Stimme flüsterte der Kranke: „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind." Erst nach einer kleinen Weile sprach er mit Anstrengung weiter: „Ich bereue es tief, daß ich Sie gekränkt und beleidigt habe . . . Ich bitte Sie um Verzeihung . . ." Wieder nach einer Pause mit einem müden Lächeln, das erschütternd wirkte: „Einem Sterbenden pflegt man vieles zu verzeihen."

Grete fühlte, daß ihr die Tränen in die Augen traten. Sie beugte sich vor und sagte leise: „Ich verzeihe Ihnen, Herr v. Tuczynski.“

Er hob mit bittender Miene seine linke Hand. Nach kurzem Zögern legte sie ihre Hand hinein, die er trotz ihres leisen Widerstrebens an seine Lippen führte.

„Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen vielmals. Sie sind ein Engel . . .“

Nach einer Pause flüsterte er: „Ich habe Sie in blinder Leidenschaft verfolgt und gekränkt, jetzt ist davon nichts übrig geblieben, als eine tiefe Verehrung, die Sie nicht kränken darf.“

Er faßte nochmals ihre Hand und hielt sie einen Augenblick länger als gewöhnlich an seinen Lipen. Als er sie frei gab, erhob sich Grete. Das Mitleid mit dem Kranken, den sie in kraftstrotzender Jugendfrische gesehen, und der jetzt als gebrochener Mann, beinahe mit dem Tode ringend, vor ihr lag, überkam sie. „Ich wünsche Ihnen Besserung.“

Grete folgte der Schwester, die sie hinausführte. Auf dem Korridor ergriff die Alte ihre beiden Hände und küßte sie trotz ihres Widerstrebens abwechselnd. Vom Lazarett aus schlug sie diesmal eine andere Richtung ein, in der sie nach kurzer Wanderung in eine breite, hell erleuchtete Straße kamen, in der dichte Menschenmassen hin und her wogten . . . Hell erleuchtete Schaufenster bestrahlten den Weg.

Vor einem blieb Grete überrascht stehen. Da lagen hinter der Scheibe Berge der kostbarsten Süßigkeiten und Näschereien. Der Wunsch stieg in ihr auf, Trude und sich durch den langentbehrten Genuß zu erfreuen. Ohne Widerspruch trat die Alte mit ihr ein und verlangte die Sachen, die Grete, überrascht von dem billigen Preis, ihr bezeichnete. Ihr schien es, als ob die Leute, die in dem Laden

waren, sich in freudiger Erregung etwas zuriefen und darüber sprachen. Auf der Straße fragte sie ihre Begleiterin danach.

„Die Leute erzählen, daß es Krieg mit Ostpreußen geben wird. Morgen rücken die Regimenter aus Kowno an die Grenze, und mein Stanislaw kann nicht dabei sein."

Schweigend legten sie den Weg nach Hause zurück. Trude flog der Eintretenden um den Hals. „Gott sei Dank, daß du wieder da bist. Ich habe doch etwas Angst ausgestanden. Hast du Tuczynski gesehen und gesprochen? Erzähl' doch, wie es war."

Lächelnd wehrte Grete die stürmische Freundin ab. „Erst das Wichtigste: der Krieg zwischen Litauen und Ostpreußen bricht aus oder ist schon ausgebrochen. Morgen rücken die hiesigen Regimenter an die Grenze."

„Dann ade goldene Freiheit . . . dann sitzen wir hier wie die Mäuse in der Falle."

„Ich habe dir etwas zum Trost mitgebracht," erwiderte Grete und packte die Näschereien aus. „Und nun das Letzte. Unser früherer Feind ist sehr schwer krank. Frag nicht nach den Einzelheiten. Er hat mich um Verzeihung gebeten und ich habe sie ihm gewährt. Er bezahlt seine Schuld mit dem Leben oder schwerem Siechtum."

„Ich konnte nicht anders handeln," sagte Trude leise, „und ich würde heute in derselben Lage ebenso handeln. Mir steht die Ehre einer deutschen Frau höher als das Leben eines polnischen Wüstlings."

10. Kapitel.

In Königsberg saß das Haupt und die Seele der Landesverteidigung. In Allenstein und Insterburg befanden sich die beiden Hauptquartiere der gegen Polen und Litauen aufzustellenden Heere. Es wurde fieberhaft gearbeitet, aber mit Erfolg. Wenn die feindlichen Nachbarn nur noch einige Wochen mit dem Angriff warteten, war Ostpreußen bis zum letzten Knopf gerüstet.

Es war ein eigentümlicher Zustand. Allmählich war es für die ganze Welt zum offenen Geheimnis geworden, daß die Polen und Litauer mit aller Macht rüsteten, um Ostpreußen zu überfallen, und daß die Ostpreußen die Abwehr vorbereiteten. Es war auch kein Geheimnis mehr, von wo und von wem sie mit Geld und allem Kriegsmaterial unterstützt wurden. Die Reichsregierung in Berlin verhielt sich völlig neutral. Sie drückte auch beide Augen zu gegenüber der Tatsache, daß Tausende von Männern aus allen Teilen Deutschlands, frühere Offiziere, junge und alte, sich zu Schiff nach Ostpreußen begaben. Die drei großen Dampfer, die von Swinemünde nach Pillau fuhren, waren immer überfüllt. Es gab Bataillone, ja Regimenter, die nur aus früheren Offizieren und Unteroffizieren bestanden.

Es war, als wenn die Welt den Atem anhielt und gespannt auf den Sturm wartete, der im Osten ausbrechen würde.

Maleika tat im Hauptquartier Insterburg Dienst. Im Dessauer Hof, wo bei Beginn des Weltkrieges zuerst die beiden russischen Heerführer Rennenkampf und der Großfürst Nikolai residiert hatten, um in unrühmlicher Flucht Reißaus zu nehmen, und dann Hindenburg, der Befreier Ostpreußens . . . in dem nicht großen Gasthof war auch jetzt der Stab der gegen Litauen aufgestellten Armee einquartiert. Und es waren auch Offiziere darunter, die unter ihrem großen Vorbild und Führer, unserem großen Nationalhelden, die Kriegskunst gelernt und jeden Fußbreit des Landes, das sie zu verteidigen hatten, kannten.

Auch der Professor hatte sich in Insterburg einquartiert. An jedem Abend trafen sich die beiden Freunde in einer kleinen Grogstube und saßen stundenlang beieinander. In den ersten Tagen hatten sie sich viel von den Frauen unterhalten. hatten alle Möglichkeiten erörtert, wie man zu irgendeiner Nachricht über den Verbleib und das Schicksal der Entführten gelangen könnte, und waren jedesmal vor der traurigen Gewißheit verstummt, daß sie mit gebundenen Händen und Füßen der qualvollsten Ungewißheit ausgeliefert waren. Meistens saßen sie sich schweigend wie zwei steinerne Gäste gegenüber, wenn nicht Fritz Maleika ab und zu etwas zu berichten hatte, was er im Hauptquartier erfahren hatte.

An diesem Abend saßen sie wieder beisammen. Draußen war der Winter eingekehrt, ein richtiger ostpreußischer Winter mit strenger Kälte und tiefem Schnee, der den Verkehr der Kraftwagen völlig lahmlegte. Da ergab sich von selbst die Notwendigkeit, dem inneren Menschen mit ostpreußischem Maitrank Wärme zuzuführen. Pünktlich war der Professor eingetreten. Fritz saß schon da und hatte auch schon für den Freund das Glas Grog

kommen lassen. Ein fragender Blick, ein stummes Kopfschütteln war die Begrüßung. Nach einer Weile erzählte Fritz: „Ein polnisches Flugzeug ist über der Kakschumbalis abgestürzt. Es fing plötzlich Feuer und gleichzeitig explodierten mehrere Bomben, die jedenfalls über dem Kraftwerk abgeworfen werden sollten. Unserer Leitung ist der Vorgang ein Rätsel."

„Der Führer ist natürlich dabei verunglückt", meinte der Professor.

„Es sollen nur geringe Reste zur Erde gekommen sein, aus denen sich nicht feststellen ließ, ob das Flugzeug mit einem oder zwei Mann besetzt gewesen ist. Es zerstob in der Luft buchstäblich in Atome."

Eine Anzahl Offiziere, die jetzt das Lokal betraten, unterhielten sich auch über den rätselhaften Vorfall, der großes Unheil von dem wertvollen Kraftwerk abgewandt hatte. Und doch wäre das Rätsel leicht zu lösen gewesen, wenn der „Alte" und seine beiden Gehilfen hätten reden wollen. Aber sie schwiegen . . . Früh am Morgen, als sie gerade auf ihrer Arbeitsstätte im Moor angelangt waren, vernahmen sie das Surren eines Propellers und erblickten bald auch das Flugzeug, das in beträchtlicher Höhe von Norden herangeflogen kam. Eine Weile hatte der „Alte" es durch sein vorzügliches Glas betrachtet . . . „Es ist ein Pole und trägt Bomben. Wir müssen uns wehren." Er ging in den Schuppen und kam, als das Flugzeug sich gerade über ihnen befand, mit einem ungewöhnlich langen Stab zurück. Im nächsten Augenblick schoß eine Rauchwolke aus dem Flugzeug, mit donnerartigem Knall explodierten die Bomben. Eine dunkle Masse von Rauch begann in der Luft zu zerflattern, aus der brennende Teile kümmerlicher Reste des Flugzeugs auf die Erde niederfielen . . . Gleichmütig trug der Alte

seine furchtbare Waffe wieder in den Schuppen zurück. „Das war die Hauptprobe“, sagte er ruhig zu seinen Gehilfen. „Jetzt brauchen wir nichts mehr zu fürchten. Ich bitte, kein Wort darüber zu sprechen . . .“

Wie an jedem Abend, wurde auch an diesem heftig politisiert . . . Man sprach über die Haltung des ehemaligen Feindbundes, der nur zum Schein noch bestand. In Wirklichkeit waren die Franzosen von den Engländern und Amerikanern kaltgestellt. Man unterhielt sich auch darüber, daß die Franzosen den Polen keine Unterstützung zuteil werden ließen. Entweder ging es ihnen selbst so schlecht, oder sie erhofften nichts mehr von den Polen. Es wurde auch die Meinung laut, daß die Franzosen das Schicksal Polens durch die Russen besiegelt sahen und sie im Stich ließen, nachdem sie sie völlig ausgeplündert hatten.

„Soviel Köpfe, soviel Meinungen“, meinte der Professor lächelnd zu Maleika.

„Am besten ist es, man zerbricht sich den Kopf nicht darüber.“

Nach einer Weile: „Nehmen wir noch eins, Professor?“

„Schaden kann's nichts.“

Der Kellner war eben mit den leeren Gläsern weggegangen, als noch ein später Gast eintrat. Er sah sich im Lokal um und trat dann auf Maleika zu: „Guten Abend.“

„Sie erkennen mich nicht“, fuhr er fort und setzte sich, um sich einige Augenblicke an der verdutzten Miene seines Brotherrn zu weiden. „Ich bin Ihr Baumann.“

„Baumann, Sie?“ stotterte Maleika mehr erschreckt als erfreut. Dann fragte er hastig: „Bringen Sie Nachricht?“

„Ja, gute . . . die gnädige Frau und das Fräulein sind wohlbehalten in Kowno. Aber erst etwas trinken.

Ich bin in dem ungeheizten Wagen ganz verklammt.“ Er nahm eins von den frisch gefüllten Gläsern und stürzte es mit einem Zug herunter . . . „So, jetzt kann ich anfangen, zu erzählen . . . Ich war weiter unten hinter Neustadt über die Grenze gegangen und wanderte langsam wieder zurück.“

„War das nicht gefährlich? Wurden Sie nicht angehalten?“

Baumann lachte. „Da wimmelt so viel Bettlervolk umher, daß die Soldaten viel zu tun hätten, wenn sie jeden anhalten wollten. Ich kam zurück bis Brezinn und bettelte in der Kantine. Erst wurde ich weggejagt, aber als ich mich nicht wegjagen ließ . . . man muß dort drüben dickfällig sein . . . wurde ich gefragt, ob ich arbeiten wollte. Dafür würde ich zu essen und auch einen Schnaps bekommen. Ich nahm mit Freuden an und habe schwer schuften müssen. Alle schwere Arbeit packten mir die beiden Kerle in der Kantine auf. Aber nach einigen Tagen war ich ein hochgeschätztes Mitglied der Kantinenverwaltung, wenn man mir auch die äußere Anerkennung oft nur durch Schimpfworte und Püffe zuteil werden ließ . . .“

„Mit der Zeit lernte ich die ganze Garnison kennen. Ich merkte bald, daß die polnischen Soldaten, die als Offiziersburschen dahin gekommen waren, sich ganz für sich allein hielten. So waren viel in der Kantine, denn sie hatten Geld und ließen viel draufgehen. Meine beiden Vorgesetzten fanden es bald bequemer, mit den Kameraden zu zechen und Karten zu spielen, als Schnaps einzuschenken und überließen am Abend mir diesen ehrenhaften Posten.“

Er stärkte sich durch einen Schluck, ehe er fortfuhr: „Unter den Polen war eine besonders durstige Seele, der manchmal das Kleingeld ausging. Ich nahm ihn mir aufs

Korn und schenkte ihm aus freien Stücken einen Großen ein, ohne dafür Bezahlung zu verlangen."

Der Professor war schon ungeduldig. „Wollen Sie uns nicht lieber von den Damen erzählen?"

„Kommt auch," erwiderte Baumann mit unerschütterlicher Ruhe. „Die Hauptsache habe ich Ihnen ja schon gesagt. Also: ich wurde bald gut Freund mit Woyczech. Ich begleitete ihn eines Abends in sein Quartier und nahm eine Flasche Rum mit. Als er weit genug war, rückte ich mit der Frage heraus, ob er nichts von den beiden deutschen Frauen wüßte. Er grinste. Das wisse er ganz genau. Er dürfe aber nicht darüber sprechen. Ich jagte ihm einen Schreck ein, in dem ich die Flasche nahm und so tat, als ob ich weggehen wollte. Aber er war doch etwas mißtrauisch geworden und fragte, was ich von den Frauen wollte. Ich erwiderte ihm, ich hätte in der Kantine von Litauern darüber sprechen hören, aber die wüßten nichts Genaues. Er würde auch nicht mehr wissen... O, rief er, ich weiß alles. Und nun packte er aus. Also: während die Litauer das Gut plünderten, überfiel der Leutnant von Tuczynski den Wagen mit den Damen."

Maleika schlug mit der Faust auf den Tisch. „Das habe ich immer vermutet, daß der Halunke die Sache gemacht hat."

„Ja, Herr, er und sein Bursche nahmen die Damen, die in Decken eingehüllt waren, vor sich aufs Pferd und ritten mit ihnen davon. Mein Freund Woyczech setzte eine pfiffige Miene auf und flüsterte mir zu, die Frauen wären in einem Waldwärterhaus und scharf bewacht. Der Leutnant besuche sie fast jeden Tag."

Was für Vermutungen sein Freund Woyczech an diese Besuche knüpfte, verschwieg Baumann.

Er fuhr fort: „Ich habe lange überlegt, ob ich allein die Befreiung der Damen unternehmen könnte. Ich hätte Ihnen auch gleich Nachricht gegeben, wenn es nicht unmöglich gewesen wäre. Die Grenze war scharf bewacht, auch bei Nacht, und ich lief Gefahr, aufgegriffen oder erschossen zu werden. Einige Tage später hörte ich in der Kantine zwei Polen davon sprechen, daß Leutnant v. Tuczynski schwer erkrankt sei. An demselben Abend kam mein Freund Woyczech schon ziemlich angeregt in die Kantine. Ich verzapfte ihm noch ein paar Große und fragte ihn dann nach dem Leutnant. Er bog sich zu mir über das Licht und flüsterte: er ist geschossen worden von einer der beiden Frauen."

„Donnerwetter," fuhr Maleika dazwischen, „das kann nur meine Frau gewesen sein. Die scheint ihren kleinen Browning bei sich zu haben."

„Ja, Herr, das glaube ich auch, daß die gnädige Frau geschossen hat. Aber nun hören Sie weiter. Ich erfuhr noch, daß der Stabsarzt den Leutnant im Auto nach Kowno ins Lazarett gebracht hat. Herr, was habe ich in der Nacht für Pläne geschmiedet und verworfen. Ich wollte mir Fleisch und Gift verschaffen, um die Hunde, die das Forsthaus bewachen, zu vergiften. Das Fleisch bekam ich, das Gift nicht.

Aber am nächsten Nachmittag gab ich mir selbst Urlaub und wanderte in den Wald ... Ich schlich um die Dombrowka, aber nur von weitem. Ich sah, daß nichts zu machen war. Wie es dunkel wurde, wollte ich zurückgehen, als ein Wagen vorfuhr. Ein alter Herr stieg ab und ging ins Haus. Nach einer Weile kam er mit den Damen wieder und fuhr mit ihnen davon ... Ich war ganz vertattert ... Am nächsten Abend entlockte ich meinem Freund Woyczech,

daß die Damen nach Kowno ins Frauengefängnis gebracht worden sind, wo sie sich jetzt noch befinden."

„Das müssen wir sofort melden und die Auslieferung verlangen," warf der Professor erregt ein.

„Nein, Herr, das möchte ich nicht raten. Sonst verschwinden die Frauen irgend wohin, und ich kann sie wieder suchen. Also das möchte ich gleich sagen: den Damen scheint es nicht schlecht zu gehen. Ich bin nämlich am nächsten Tage gleich nach Kowno gewandert. Es ist ein schönes Stück Weges und das Wetter war hundsmiserabel!"

Maleika streckte ihm seine Hand über den Tisch hin: „Baumann, alte treue Seele." Dann gab er dem Kellner den Auftrag, die beste Flasche Rotwein, die im Lokal zu haben wäre, zu bringen. Nachdem sie angestoßen hatten, erzählte der Inspektor weiter: „Also ich trieb mich in Kowno immer vor dem Frauengefängnis herum und suchte eine Verbindung mit einem Insassen des Hauses herzustellen, was aber nicht gelingen wollte. Eines Tages sah ich die Vorsteherin mit dem gnädigen Fräulein aus dem Hause kommen. Ich ging ihnen nach. Sie gingen in das Militärlazarett. Erst wunderte ich mich sehr, dann erfuhr ich, daß das Fräulein den Leutnant, der auf den Tod liegt, besucht hat. Ich ging, als sie nach höchstens zehn Minuten wieder herauskamen, wieder hinter ihnen her. Das Fräulein trat unterwegs in einen Laden und kaufte Konfitüren ein, woraus ich schloß, daß sie erstens mit ihrer Aufseherin gut stand, und daß die beiden Damen im Gefängnis sein müssen, denn das Fräulein hatte sehr reichlich eingekauft."

„Das wundert mich doch," meinte der Professor nachdenklich, „daß das Fräulein den kranken polnischen Offizier besucht hat."

„Das ist Tatsache," erwiderte Baumann; „Herr Tuczynski wollte vor seinem Tode noch das Fräulein um Verzeihung bitten . . . Also: was sollte ich nun beginnen? Da erinnerte ich mich, daß mir unser Gastwirt, der Raboschat, die Adresse eines jüdischen Getreidehändlers in Kowno gegeben hat. Ich ging zu ihm. Zuerst wollte er sich von dem Bettler . . . ja, meine Herren, ich sah wirklich echt aus . . . nicht sprechen lassen. Da gab ich dem Hausdiener eine deutsche Mark und schickte ihn noch einmal hinein: ich hätte eine Botschaft von dem Raboschat aus Schillehnen zu überbringen. Nun wurde ich sofort vorgelassen und von dem alten Herrn in ein kleines Zimmer geführt. Ich verlangte von ihm, daß er mir sagen sollte, wie man die beiden Damen aus dem Gefängnis befreien könne. Er war zuerst sehr zurückhaltend, bis ich ihm sagte, daß ein großes Stück Geld zu verdienen wäre. Nun wurde er hellhörig und meinte, die Sache sei sehr schwierig und gefährlich. Das könnte nur von langer Hand vorbereitet werden. Ich könnte ihm dabei nichts helfen. Ich möchte lieber nach Preußen zurückkehren und Ihnen Nachricht bringen. Wenn es irgend zu machen wäre, würde er die Frauen befreien. So liegt die Sache. Ich wurde in einen Zug hineingeschmuggelt, der nach Wirballen fuhr, mußte mich dort noch ein paar Tage rumstoßen, bis ich mich von einem Juden über die grüne Grenze bringen ließ. Dann bin ich gleich nach Hause gefahren, habe mich äußerlich und innerlich wieder zum Menschen gemacht und bin hierhergekommen."

Er hatte noch ein Kreuzfeuer von Fragen zu bestehen. . . . Der Professor wollte wissen, wie das Fräulein ausgesehen habe. „Not haben die Damen wohl nicht gelitten. Das Fräulein sah ganz wohl und vergnügt aus. Die Damen scheinen auch Geld zu haben."

Dann wurde noch die Frage erörtert, ob und weshalb der Schuß keine schlimmen Folgen für die Damen gehabt habe. Baumann konnte auch darüber einigermaßen Bescheid geben. Der Leutnant habe wohl die Sache vertuscht und der Stabsarzt, der sein Onkel sei, habe ihm dabei geholfen. Herr v. Tuczynski gelte als Kranker, er habe eine Lungenentzündung . . . Er habe natürlich die Anwesenheit der Damen geheim gehalten und die oberen Behörden wüßten wahrscheinlich nicht, daß sie in Kowno wären . . .

Nach einer Weile fing Baumann, den der Wein gesprächig gemacht hatte, wieder zu erzählen an. Er hätte drüben vieles beobachtet und erfahren, was der Beachtung wert war. Zwischen den Poznanskis, den Bewohnern der ehemaligen deutschen Provinzen Posen und Westpreußen, und den Kongreßpolen, den Congressuskis, bestände eine scharfe Mißstimmung. Er hätte einen Soldaten erzählen hören, daß die polnischen Beamten den Bauern in den beiden Provinzen den größten Teil ihrer Ernte mit Gewalt abnähmen. Man ließ ihnen nicht mal so viel, wie sie selbst zum Leben brauchten, Auch in Litauen, besonders in Kowno, herrsche eine große Mißstimmung gegen die Polen, die sich als die Herren des Landes aufspielten und nicht nur die ganze Verwaltung, sondern auch das Heer kommandierten.

„Das ist alles sehr schön," meinte Maleika, „aber das wird uns nichts helfen. Die Litauer gielen nach dem Stück Ostpreußen nördlich des Pregels, und die Polen wollen den Rest überschlucken. Ich wundere mich bloß, daß sie uns noch nicht angegriffen haben."

„Das ist leicht erklärlich, Herr," warf Baumann ein. „Sie fühlen sich noch nicht stark genug. Sie müßten drüben bloß mal die Soldaten sehen: verlumpt, verlaust, ver=

hungert. Ich habe die Kerle in der Kantine darüber sprechen gehört. Sie möchten ja gern zu uns hinein, denn sie meinen mit Recht, daß hier zu holen ist, was ihnen fehlt. Aber sie fürchten, sich die Finger zu verbrennen. Unter den Polen waren zwei, die als deutsche Untertanen aus Posen den Weltkrieg auf deutscher Seite mitgemacht haben. Die sprechen es ganz offen aus, daß die Litauer von uns fürchterliche Senge beziehen würden. Das spricht sich 'rum und drückt auf die Stimmung . . ."

„Sie können uns morgen noch mehr erzählen," meinte Maleika, nachdem die Flasche geleert war. „Wenn Sie noch keine Unterkunft haben, nehme ich Sie zu mir. Sie können auf meiner Liege schlafen. Gute Nacht, lieber Professor!"

11. Kapitel.

Allmählich war Ostpreußen aus der ruhigen Festigkeit in eine nervöse Erregtheit hineingeraten, als der drohende Ansturm der feindlichen Nachbarn von Woche zu Woche ausblieb. Da kam eine seltsame, von vielen bezweifelte Kunde aus Litauen. Dort hatten die Polen mit Hilfe der ihnen ergebenen Parteien das bisher am Staatsruder stehende Ministerium gestürzt und wollten in der neuzubildenden Staatsleitung drei wichtige Ministerposten nicht etwa nur mit ihren Kreaturen, sondern mit wirklichen Polen besetzen. Dagegen war ein Sturm der Entrüstung in Litauen losgebrochen. Es wurde behauptet, die Litauer wollten den Vertrag, der sie an Polen band, lösen. . . .

Das war, wenn es sich bewahrheitete, eine Veränderung der Lage, die eine fühlbare Nachwirkung für Ostpreußen im Gefolge haben mußte. Wenn die feindlichen Nachbarn miteinander in Zwist gerieten, war zum mindesten mit einer Hinausschiebung der Entscheidung zu rechnen.

Fritz Maleika brachte seinen Freunden die Nachricht in die Grogstube. Er war sehr aufgeregt. Nach langem Ueberlegen und heftigen inneren Kämpfen war er zu dem Entschluß gekommen, die Auslieferung der Damen nicht durch die deutschen Behörden fordern zu lassen. Er fürchtete, dadurch die Sicherheit seiner Frau zu gefährden, denn es war doch sehr wahrscheinlich, daß der Pole, sobald

jeśli udowodni mu się

er der Entführung der Damen überführt war, an Trude Rache nehmen und sie für seine Verwundung zur Rechenschaft ziehen lassen würde. Dann würde man wohl Grete freilassen, aber seine Frau dort behalten und als wirkliche Gefangene schlecht behandeln, womöglich gar zu einer Gefängnisstrafe verurteilen.

Nun bot sich, wenn der Umschwung in Litauen wirklich eintrat, wenn es seine feindlichen Absichten gegen Ostpreußen aufgab oder wenigstens zurückstellte, die Möglichkeit, selbst nach Kowno hinüberzufahren und die Gefangenen zu befreien. Für Geld war dort alles zu machen. Und mit Geld konnte man, sobald der Einfluß der Polen gebrochen war, auch die litauischen Behörden überzeugen, daß Trude nur in Notwehr gehandelt hatte.

Der Professor konnte sich, so sehr er um das Schicksal der lieben Freundin bangte, den von Fritz vorgebrachten Gründen nicht entziehen. Es wäre undankbar gewesen, die Frau, die so mutig für ihre Freundin eingetreten war und sie vor einer demütigenden Beleidigung geschützt hatte, selbst in Gefahr zu bringen. Es blieb nichts anderes übrig als zu warten und zu hoffen.

Den gefangenen Frauen verliefen die Tage im grauen, öden Einerlei. Sie kämpften tapfer ihre traurige Stimmung nieder, aber die Sehnsucht nach der Heimat und ihren Angehörigen lastete schwer auf ihnen. Grete war noch einmal auf die dringende Bitte ihrer Aufseherin hin an Tuczynskis Krankenlager gewesen. Sie fand ihn wesentlich gebessert; es war ziemlich sicher, daß er mit dem Leben davonkommen würde. Seine Stimme war stärker und fester geworden. Er sprach wieder von seiner Reue über die Beleidigung, die er ihr zugefügt. Je mehr er darüber auf seinem Schmerzenslager nachgedacht, desto unverzeihlicher käme ihm sein Benehmen vor.

Grete fühlte deutlich das versteckte Liebeswerben, das in seinen Worten lag und beschloß, unter keinen Umständen sich zu einem nochmaligen Besuch überreden zu lassen. Und dann ging sie auf das Ziel los, das allein sie zu diesem Besuch veranlaßt hatte: sie forderte von Tuczynski ihre Freilassung.

Er erwiderte, er habe durchaus nicht den Wunsch, sich an der Frau zu rächen, aber er befinde sich bei dem Zerwürfnis der beiden Staaten in Gefahr, zur Rechenschaft gezogen zu werden, wenn seine Tat der litauischen Regierung bekannt würde. Und das sei unbedingt zu erwarten, weil es keine Möglichkeit gäbe, die Damen heimlich über die Grenze zu schaffen.

Aus den vielen Worten hörte Grete nur den Wunsch des Polen heraus, sie in seiner Nähe zu behalten, um sie sehen und sprechen zu können. Und wenn sie nicht mehr zu ihm kam, würde er sie nach seiner Wiederherstellung im Gefängnis besuchen und um sie werben. Und war es denn ausgeschlossen, wenn sie ihn energisch zurückwies, daß er sich mit Gewalt in ihren Besitz zu setzen suchte?

Sie erhob sich und sagte kühl: „Ich sehe, Herr von Tuczynski, daß Sie nicht gewillt sind, Ihr Unrecht wieder gut zu machen," und ging ohne Gruß hinaus.

Auf dem Rückweg bat sie ihre Begleiterin, wieder etwas Süßigkeiten einkaufen zu dürfen. Als sie aus dem Laden trat, wurde sie von einem kleinen Judenjungen angebettelt. Sie warf ihm eine Kupfermünze, die sie in dem Geschäft erhalten hatte, zu und ging weiter. Der kleine Bursche blieb neben ihr und bettelte nicht nur mit Worten, sondern auch mit Blicken und den Händen, mit denen er auf die Düte zeigte und auf seinen Mund. Sein Benehmen war so drollig, daß sie lachend stehen blieb und ihm ein Stückchen Schokolade reichte. Der Junge griff mit beiden

Händen zu und beugte sich über ihre Hand, als wenn er sie küssen wollte. Ueberrascht wollte sie ihre Hand zurückziehen, als sie darin einen Druck verspürte. Es war ein Stück Papier, das der Junge ihr in die Hand drückte.

Geistesgegenwärtig umschloß sie es und schob es, während sie scheinbar ihren Handrücken am Kleid abwischte, in die Tasche. Ihre Begleiterin hatte dem kleinen Vorfall teilnahmslos zugesehen . . .

In starker Erregung kam sie bei Trude an, trat an die Lampe und entfaltete den Zettel. Mit Herzklopfen las sie: „Halten Sie sich bereit! Morgen abend um diese Zeit werden Sie befreit."

Trude hatte gleichzeitig die wenigen Worte mitgelesen. Weinend und lachend fielen sich die Frauen in die Arme. Nachdem der erste Gefühlssturm vorbei war, ermahnten sie sich gegenseitig, Ruhe zu bewahren, um sich nicht vor der Aufseherin zu verraten. Aber nun zerbrachen sie sich den Kopf, wer ihren Aufenthalt aufgespürt hatte und von wem ihre Befreiung ins Werk gesetzt wurde. Daß sie nicht amtlich ausgeliefert wurden, sondern heimlich befreit werden sollten, ersahen sie aus der Art, wie ihnen diese Nachricht in die Hände gespielt worden war. Fröhlich schilderte Grete den Vorfall mit dem Judenjungen und gelobte ihm eine ansehnliche Belohnung an.

Als der nächste Abend sich herabsenkte, schnürten sie ihre geringen Habseligkeiten in ein Bündel und setzten sich Hand in Hand nebeneinander. Vor Erregung und Erwartung wagten sie nicht zu sprechen.

Die Aufseherin war eben von einem Rundgang durch das Gefängnis in ihr Amtszimmer zurückgekehrt, als die Tür sich öffnete und ein Mann in Uniform, anscheinend ein höherer Gerichtsbeamter, hereintrat. Ohne zu grüßen, fuhr er die Frau an: „Anastasia Josefowna, Sie haben zwei

deutsche Frauen hier im Gefängnis versteckt. Wissen Sie, welche Strafe darauf steht?“

Schweigend erhob sich die Frau und nahm aus einem Schrank den Schein, der ihr die Aufnahme der Frauen anbefahl. Der Mann nahm ihr den Schein aus der Hand. „Die Unterschrift ist gefälscht. Wir haben schon festgestellt, daß der Kommandeur in Breziny keinen solchen Befehl unterschrieben hat. Die Frauen sind von dem Leutnant v. Tuczynski mit Gewalt aus Deutschland entführt und werden mit Ihrer Hilfe hier versteckt gehalten. Sie werden sich dafür zu verantworten haben. Hier ist der Befehl, mir die Frauen zu übergeben. Sie werden nach Deutschland zurückgebracht . . .“

Ohne den Schein zu nehmen oder anzusehen, nahm Anastasia Josefowna ein Schlüsselbund vom Tisch und führte den Beamten die Treppe hinauf zu dem Zimmer der Frauen. Er trat ein, berührte leicht seinen Mützenschirm und gebot mit barscher Stimme: „Sie werden mir folgen. Kleiden Sie sich an.“

Trude vermochte ihre freudige Erregung noch so weit zu beherrschen, daß sie laut ausrief: „Mein Gott, wohin sollen wir denn nun wieder verschleppt werden? Weshalb liefert man uns nicht aus?“ Sie erhielt keine Antwort. Ohne Hast, ja, zögernd, kleideten sich die Frauen an und folgten dem alten Herrn. Vor der Tür stand ein verdeckter Wagen, in den sie einsteigen mußten. Ihr Befreier stieg auf den Vordersitz neben den Kutscher, der sofort die Pferde langsam angehen ließ...

Kopfschüttelnd sah Anastasia Josefowna dem Wagen nach. Es war nicht ihre Art nachzugrübeln, aber in ihr stieg die Besorgnis auf, daß die Sache für ihren Liebling unangenehme Folgen haben könnte. Ihr konnte man doch nichts anhaben, sie hatte ja den Aufnahmeschein. Auf jeden

Fall aber mußte sie Stanislaw von der Befreiung der Frauen Nachricht bringen.

Sie wußte, daß es ein harter Schlag für ihn sein würde, denn sie hatte es mit weiblichem Feingefühl erraten, daß er das blonde Fräulein bis zum Wahnsinn liebte. Aber so heftig hatte sie sich die Wirkung ihrer Nachricht auf ihren Liebling doch nicht vorgestellt. Er wurde erdfahl, seine Lippen bewegten sich, ohne ein Wort hervorzubringen, seine Hände flatterten und krampften sich zusammen ... Endlich stieß er mit Anstrengung heraus: „Wohin sind die Damen gebracht?"

„Das weiß ich nicht."

„Von wem war der Schein ausgestellt?"

Die Frau zuckte die Achseln. „Das weiß ich nicht. Er hielt mir den Schein hin, aber mir flimmerte es vor den Augen."

Aechzend richtete der Kranke sich auf und schrie sie an: „Anastasia Josefowna, du bist das größte Schaf auf der Welt. Ein Betrüger hat dich übertölpelt."

Er schlug die Hände vors Gesicht und stöhnte: „Weg! Aus!"

Leise schlich die Frau hinaus.

Der Wagen fuhr eine gute Viertelstunde durch dunkle Gassen, bis er in einen Torweg einbog und still hielt. Der Mann stieg vom Bock und verschwand mit eiligen Schritten in der Dunkelheit. Dann wurde der Schlag geöffnet, und eine Frauenstimme flüsterte: „Steigen Sie aus und folgen Sie mir! Sie sind in Sicherheit."

Trude fühlte ihre Hand erfaßt und geführt. Grete hielt sich an ihrem Mantel fest. Es ging durch einen finsteren Gang, dann wurde eine Tür geöffnet, ein dichter Vorhang zurückgeschlagen. Sie standen in einem von Lampenlicht erhellten, wohnlich eingerichteten Zimmer. Eine kleine

ältliche Frau stand vor ihnen. „Legen Sie ab, meine Damen, und machen Sie's sich bequem! Sie sind hier in völliger Sicherheit."

„Bei wem sind wir?" fragte Trude.

„Sie sind bei dem Getreidehändler Zocher Sareyski. Ich bin seine Haushälterin, Frau Mertens. Sie müssen sich noch einige Zeit verborgen halten, bis etwas Gras über Ihre Entführung aus dem Gefängnis gewachsen sein wird. Es ist jetzt auch noch unmöglich, Sie heimlich über die Grenze zu schaffen."

„Wie hat man unsere Befreiung aus dem Gefängnis bewerkstelligt?"

„Das wird Ihnen Sareyski selbst mitteilen," erwiderte Frau Mertens. „Er bittet, Ihnen seine Aufwartung machen zu dürfen."

„Aber selbstverständlich!" rief Trude aus.

Sie ging auf den alten Israeliten zu, der eben den Vorhang zurückschlug und eintrat. Ein kleiner, rundlicher Mann mit listig funkelnden Augen. Den Kopf deckte ein kleines schwarzes Käppchen. Ein schwarzseidener Kaftan umschloß seine stattliche, zur Fülle neigende Gestalt. Auf der Straße und in seinem Geschäftsraum sah Zocher Sareyski nicht so vornehm aus. Da trug er einen recht schäbig aussehenden Kaftan. Wenn seine Glaubensgenossen in der neuen Republik auch völlige politische Freiheit und Gleichberechtigung erhalten hatten, schien es ihnen doch nicht geraten, ihre Vermögensverhältnisse nach außen hin zur Schau zu tragen. Denn die neuen Machthaber waren ebenso wie ihre russischen Vorgänger vom Stamm „Nimm". Aus der Russenzeit stammte auch das sehr behaglich, ja oft üppig geschmückte Gemach, das sich jede wohlhabende jüdische Familie in einem stillen Hintergebäude eingerichtet

hatte, um dort in festlicher Gewandung den Sabbath zu feiern.

Zocher verbeugte sich tief. „Sie sind die gnädige Frau aus Schillehnen?“

„Ja, und das ist meine Freundin. Wir möchten Ihnen Dank sagen.“

Der alte Herr hob lächelnd beide Hände. „Meine Damen, es hat nichts weiter gekostet als ein bißchen Schlauheit und ein Stück Geld . . . ein bißchen viel Geld.“

„Ach, darauf wird es meinem Mann nicht ankommen!“ rief Trude.

„Weiß ich, Herr Maleika ist ein reicher Mann, ein nobler Mann.“

„Wie haben Sie aber unseren Aufenthalt ausgekundschaftet?“

„Das hat getan ein anderer, Ihr Inspektor, gnädige Frau. Er hat sich den Bart abgeschoren und sich Lumpen angezogen und ist 'rübergekommen, Sie zu suchen. Er hat schon in Brezinny gewußt, wo Sie wurden versteckt gehalten. Er hat erfahren, wie Sie sind gebracht hierher, ist Ihnen gefolgt und dann zu mir gekommen und hat mir gebracht einen Gruß von meinem Geschäftsfreund Raboschat in Schillehnen und den Auftrag, Sie aus dem Gefängnis zu befreien.“

„Der Baumann, die treue Seele!“ rief Trude gerührt aus.

Grete lächelte sie an. „Ich vermute zu wissen, woher die Treue stammt.“

„Und wer war unser Befreier aus dem Gefängnis?“

„Nu, wer sollt's gewesen sein anders als ein wirklicher Gerichtsbeamter, ein hoher. Wir wissen doch, daß die Leute von dem Gehalt, was sie bekommen, nicht leben können. Und nebenbei gibt's jetzt nichts mehr wie früher

zur Russenzeit. Da habe ich einen besucht, von dem ich weiß, daß er sehr große Not hat. Ich habe ihm erzählt den Fall und habe ihm gesagt, daß er tut kein Unrecht, sondern ein Recht, wenn er die unschuldigen Frauen aus dem Gefängnis holt. Und dann habe ich ihm ein paar große Scheine hingelegt, und als er sich besinnen wollte, habe ich ihm noch ebensoviel versprochen, sobald die Damen sind in meinem Hause. Für den Mann war's kein Kunststück, das Geld zu verdienen. Er zieht seine Uniform an, geht ins Gefängnis und befiehlt."

Die Damen lächelten. „Das war allerdings sehr einfach. Aber wenn die Frau es anzeigt . . .?"

Zocher hob abwehrend die Hände. „Die Frau wird ihren Mund nicht auftun und der Leutnant auch nicht. Es fragt sich bloß, wie Sie über die Grenze kommen. Ich werde Ihnen Pässe besorgen, und Sie werden müssen fahren über das Memelland. Von dort kommen Sie schon weiter. Und wenn die Damen nachher werden schreiben wollen, Sie, gnädige Frau, an Ihren Mann, und das Fräulein an ihre Mutter, dann will ich die Briefe sicher besorgen. Ein Freund von mir fährt morgen nach Memel, vielleicht auch noch nach Königsberg."

Nach dem Abendbrot begann das Briefschreiben. Trude schrieb ihrem Mann sehr ausführlich, was sie erlebt hatte. Er möchte sich nicht um sie zersorgen, sie sei in Sicherheit, wenn die Trennung auch noch einige Zeit dauern würde. Grete schrieb ihrem alten Tantchen, das ihr die Wirtschaft in Allenstein führte, nur, daß ihre Rückkehr sich noch etwas hinziehen würde. Die alte Dame mochte sich wohl schon gewundert haben, daß sie so lange ohne Nachricht geblieben war, mußte ihre Nichte aber noch immer in Schillehnen wähnen.

Etwa acht Tage später erhielt Fritz Maleika morgens den Brief seiner Frau, der zuerst nach Schillehnen gegangen war und ihm nun von dort aus nachgesandt wurde. Anstatt zum Dienst zu gehen, eilte er zum Professor, um ihm die frohe Botschaft zu bringen. „Packen Sie schnell, lieber Professor, ich hole mir nur für einige Tage Urlaub, dann fahren wir mit dem nächsten Zug nach Schillehnen. Ich bestelle telegraphisch Fuhrwerk nach Stallupönen. Mir ahnt so, als ob wir die Damen zu Hause schon vorfinden werden."

Er brauchte seinen alten Kutscher, der die Herren schon auf dem Bahnhof erwartete, nicht zu fragen. Er las ihm die frohe Botschaft vom Gesicht ab, das vor Freuden strahlte. „Die gnädige Frau und das gnädige Fräulein ließen die Herren schön grüßen."

„Danke schön, Schneidereit, und nun laß die Gäule laufen! Hole aus Ihnen heraus, was sie hergeben können!"

„Herr, in einer halben Stunde sind wir zu Hause."

Maleika schlug dem Professor mit der Hand auf den Schenkel. „Mensch, Freund, Professor, in einer halben Stunde halte ich meine Frau, mein geliebtes Weib, in meinen Armen. Sie sind ja so still, freuen Sie sich nicht auch, Ihre Freundin wiederzusehen?" Er bog sich zu ihm hinab und flüsterte ihm zu: „Ich weiß es von meiner Frau, daß die liebe Kleine Sie schon lange in ihrem Herzchen trägt."

Der Professor nickte. Ein tiefer Seufzer kam aus seiner Brust. „Ich weiß es wohl," sagte er leise. „Ich darf es aber nicht wissen. Ich habe allein schon genug zu tragen."

„Jawohl, Sie sind ein komischer Kauz."

Trude stand schon lange mit Grete wartend am Fenster. Als der Wagen ins Hoftor einbog, wandte sie sich zu ihrer

Freundin, drehte sie schnell herum und schob sie ins Nebenzimmer. „Du willst doch nicht etwa zusehen, wie ich mich mit meinem Mann begrüße.“ Dann ging sie heraus und flog ihrem Mann in die geöffneten Arme. Mitten in der Umarmung hob sie den Kopf. „Herr Professor, wollen Sie uns beide nicht einen Augenblick allein lassen und in das Zimmer dort treten?“ Wieder umhalste sie weinend und lachend ihren Mann. „Fritz, geliebter Mann, wie siehst du aus? Hast du mich so lieb, daß du vor Kummer so abgemagert und grau geworden bist? Na, ich werde dich wieder hochpäppeln. Komm hier hinein, wir müssen den beiden Zeit lassen, sie werden sich viel zu sagen haben.“

12. Kapitel.

Die Verzögerung der Entscheidung steigerte die Ungeduld der Ostpreußen. Namentlich unter den jüngeren Offizieren war die Kampfeslust und Kriegsstimmung sehr groß. Aber sie war auch unter den Mannschaften vorhanden, vornehmlich unter den Rekruten, die mit alter preußischer Gründlichkeit gedrillt und ausgebildet wurden. Allerdings nicht im alten Gamaschendienst, sondern in allem, was der einzelne Mann für den modernen Krieg wissen und können muß . . . Der Hauptsitz der unzufriedenen Offiziere war Allenstein, und ihr Führer ein Oberleutnant Spieß, ein Mann von nahezu vierzig Jahren, den die Natur selbst zu einer führenden Rolle bestimmt zu haben schien. Eine mächtige Gestalt mit breiten Schultern, die jedoch nicht den Eindruck der Schwerfälligkeit, sondern einer äußerst kraftvollen Männlichkeit machte. Ein ausdrucksvolles Gesicht, mit starker, leicht gebogener Nase und scharf blitzenden Augen. Ein mächtiger Schnurrbart mit weit abstehenden buschigen Enden vervollständigte den Eindruck einer starken Persönlichkeit. Dazu kam noch die Gabe der Rede, die im Verein mit einem sehr gewandten Benehmen ihn zum Mittelpunkt jeder Gesellschaft machte.

Er hatte ein bewegtes Leben hinter sich, und seine Vergangenheit war, wie man wußte, nicht ganz einwandfrei gewesen. Unzählige Weibergeschichten wurden von ihm erzählt. Sie hatten ihn auch aus seiner Laufbahn geworfen,

denn der als Herzenbrecher bekannte glänzende Offizier blieb an einem Schürzenband hängen. „Wo die Liebe fällt, da fällt sie," hatten die Kameraden im Regiment gemeint, als Spieß sich von ihrem Pokulieren und Jeuen im Kasino fern hielt und man erfuhr, daß er jeden Abend in einem kleinen Hause der Altstadt verschwand.

Es war aber kein kleiner Seitensprung, wie man ihn bei ihm schon oft erlebt, sondern eine gewaltige, unbezwingliche Leidenschaft, die den starken Mann ergriffen hatte. Er wußte sich wiedergeliebt, aber das einfache, schlichte Mädchen blieb seinem Liebeswerben gegenüber standhaft. Da sie nicht anders zu erringen war, nahm er seinen Abschied, zog den bunten Rock aus, heiratete und siedelte mit seinem jungen Weibchen nach Berlin über.

Bei Ausbruch des Weltkrieges trat er wieder ein und zeichnete sich bei jeder Gelegenheit so aus, daß er schließlich so ziemlich alle Orden besaß, die der Krieg einem tapferen Offizier bringen konnte. Nach dem Krieg hatte er sich schlecht und recht durchs Leben geschlagen. Er reiste als Versicherungsagent, er vertrieb die Erinnerungen und Werke der berühmten Heerführer und vermittelte Geschäfte aller Art. In den letzten Jahren hatte er das Hauptfeld seiner Tätigkeit nach Ostpreußen verlegt. Und als hier die Bewegung aufflammte, hatte er sich als einer der ersten der Heimat zur Verfügung gestellt.

Sein Hauptquartier in Allenstein war eine kleine Kneipe mit Damenbedienung dicht am neuen Rathaus. Aber die beiden niedlichen Mädchen, die dort bedienten, bewarben sich vergebens um die Gunst des schönen Mannes. Es schien, als ob er für weibliche Reize keine Augen mehr hätte.

Allabendlich versammelte sich in dem größten Zimmer der Kneipe die Schar seiner Freunde und Anhänger, die in

ihm alle ihre geistigen Führer anerkannten. Sie nannten sich halb im Scherz und halb im Ernst „Freikorps Spieß". Erst hatte man mit dem Gedanken sozusagen gespielt, wie seiner Zeit Lützow vor den Befreiungskriegen ein Freikorps zu bilden und gegen den Feind loszuschlagen. Wenn man durch einen kühnen Handstreich Soldau überfiel und einnahm, dann mußten die Polacken sich wehren und dann würde die Sache in Fluß kommen.

Der Gedanke, Soldau den Polen wieder abzunehmen, lag sozusagen in der Luft. Denn Allenstein wimmelte, wie schon vor Jahren einmal, von deutschen Flüchtlingen aus dem Städtchen und dem abgetretenen Gebiet. Die dort zurückgebliebenen Deutschen hatten sich unter die polnische Herrschaft geduckt, sie hatten geduldig die unerträglichen Steuern bezahlt und sich an ihr Dasein geklammert, um nicht als Bettler ihren Besitz zu verlassen, wie es die Aufrechten getan hatten, die bald nach der Besitzergreifung durch die Polen mit einem weißen Stab in der Hand ins deutsche Vaterland zurückgekehrt waren. Aber je länger, um so unerträglicher wurde der Druck. Die deutschen Kinder mußten in der Schule zwangsweise polnisch lernen, sie wurden mit erdichteten und erlogenen Ruhmestaten der polnischen Geschichte gefüttert und von den Lehrern wie Verbrecher behandelt. Als die Spannung zwischen Ostpreußen und Polen sich verschärfte, waren die Deutschen auf der Straße Beschimpfungen, ja Mißhandlungen ausgesetzt, bis ihnen das Hundeleben unerträglich wurde und sie alles im Stich ließen und über die Grenze flohen. Der Entschluß war schwer, aber die Ausführung leicht, denn die Polen ließen die Flüchtlinge ungehindert davonziehen, nachdem sie ihnen an der Grenze noch das letzte, was sie an Geld und Wertsachen bei sich trugen, abgenommen hatten ... Die ganze Stadt hallte von den Klagen der geflohenen Sol-

dauer wieder, die sich in Ställen und Scheunen zusammendrängten, die froh waren, daß sie sich auf deutschem Heimatboden befanden und ein Dach über dem Kopf hatten.

Eines Tages erschien Spieß schon in der Dämmerstunde in seinem Hauptquartier. Draußen tobte ein greuliches Unwetter. Ein scharfer Ostwind trieb in rasender Eile einzelne dunkle Wolken über den Himmel. Dann verdunkelte sich die Sonne, und ein Schneesturm peitschte die Erde. Spieß hatte am Nachmittag seine Rekruten gedrillt und sie durch kräftige Bewegung warm gemacht, aber er selbst war trotz seines Pelzes steif gefroren und fühlte das sehnsüchtige Verlangen nach einem heißen Glas Grog. Mit einer Handbewegung scheuchte er die holden Jungfrauen, die sich an ihn heranschlängelten, weg. Er wollte allein sein. In ihm gärte und stürmte es. Sein Major hatte ihn heute mittag zu sich befohlen und ihm gesagt, es gingen über ihn, den Oberleutnant, merkwürdige Gerüchte um. Es hieße, er wolle ein Freikorps bilden, sich an die Spitze stellen und einen Handstreich gegen die Polen unternehmen.

Spieß hatte mit gutem Gewissen diese Absicht in Abrede gestellt und dem Major sein Wort gegeben, daß er nicht das Mindeste zur Entstehung dieses Gerüchtes beigetragen habe. Im Scherz sei mal der Kreis der Kameraden, der sich um ihn gesammelt hatte, als Freikorps bezeichnet worden . . .

Der Major lachte vergnügt. Nun sei ihm alles erklärlich. Ein Bürger habe nämlich gehört, wie man im Zimmer der Offiziere ein Hurra auf das Freikorps Spieß ausgebracht habe. Ein Handstreich gegen die Polen wäre jetzt das Dümmste, was geschehen könnte. Damit würde man sich den Polen gegenüber ins Unrecht setzen.

Ohne es zu ahnen, hatte der Major einen Feuerbrand in die Seele des ehrgeizigen Mannes geschleudert. Man

traute ihm also zu, daß er nicht nur seine Kameraden, sondern auch die Mannschaften mit sich fortreißen könnte. Und mit Recht ... Er wurde nicht nur bewundert, sondern geliebt und verehrt. In den Augen eines jeden Soldaten, der ihn auf der Straße grüßte, sah er es freudig aufblitzen. Lockende Bilder stiegen vor ihm auf, während er durch eine Handbewegung sich ein neues Glas bestellte. Wenn er an der Spitze einer tapferen begeisterten Schar losschlug und den unvermeidlichen Kampf in Fluß brachte, dann würde sein Name für ewige Zeiten fortleben, selbst wenn er ein ähnliches Ende nahm wie Lützow.

In seinem Sinnen wurde er durch den Eintritt eines zweiten Gastes gestört, der sich in strammer Haltung neben der Tür aufstellte und in ehrerbietigem Ton fragte, ob er die Ehre habe, Herrn Oberleutnant Spieß zu sprechen. Mit freundlicher Handbewegung wies Spieß auf einen Stuhl an seinem Tisch. „Was wünschen Sie?"

„Wenn Herr Oberleutnant gestatten ... ich habe gehört, daß Herr Oberleutnant ein Freikorps bilden und möchte bitten, mich einzustellen. Ich bin im Kriege Unteroffizier geworden, im Herbst 1916 verwundet und von den Russen gefangengenommen worden; vor kurzem erst hierher zurückgekehrt."

Der Offizier lächelte verdutzt. Also so weit war die Nachricht von dem Freikorps Spieß schon verbreitet, daß sich ein Freiwilliger dazu meldete. Er nahm die Papiere, die der Mann ihm hinreichte, und blätterte darin. „Also Herr Wyborek, Sie haben sich umsonst zu mir bemüht. Ich beabsichtige keineswegs, ein Freikorps zu bilden."

„Dann möchte ich bitten, mich in die Kompagnie des Herrn Oberleutnant einzustellen".

„Darüber läßt sich reden. Was hat Sie übrigens so lange im Ausland festgehalten?"

„Ich hatte wegen eines Mädchens mit einem Russen eine etwas heftige Auseinandersetzung, die für meinen Gegner einen schlechten Ausgang nahm. Vor der Strafe rettete ich mich durch Eintritt in die Rote Armee. Als Rotgardist bin ich bis nach Wladiwostok verschlagen worden. Dort desertierte ich und bin über See nach Hause zurückgekehrt."

„Das sind ja wunderbare Schicksale. Und was treibt Sie, hier als Soldat einzutreten? Die Lust am rauhen Kriegshandwerk?"

„Nein, Herr Oberleutnant", erwiderte Wyborek, indem er das Glas, das Spieß für ihn bestellt hatte, ergriff und sich ehrerbietig verneigte. „Nein, die unleidlichen Verhältnisse, die ich zu Hause vorgefunden habe. Wenn ich es dem Herrn Oberleutnant sagen darf . . . Mein Vater hatte eine Besitzung in Ansenden bei Sensburg. Er war stark verschuldet und hatte mit großen Sorgen zu kämpfen. Als die Polen vor der Abstimmung im Frühjahr 1919 nach Masuren hereinkamen, ließ er sich mit ihnen ein und ist mit ihnen 'rumgefahren. Er wurde bald von seinen Landsleuten gemieden, und nach der Abstimmung wollte erst recht kein Mensch mit ihm etwas zu tun haben... Er wurde als Verräter verachtet und gemieden. Schließlich konnte er das Leben nicht mehr ertragen . . . er warf es fort."

Er machte eine kurze Bewegung nach dem Halse . . .

„Das ist allerdings eine sehr traurige Geschichte," meinte Spieß.

„Ja, Herr Oberleutnant. Aber die Leute übertragen ihren Haß gegen den Vater auch auf mich. Ich bin verfemt und ausgestoßen." Er richtete sich auf. „Herr Oberleutnant, ich kann nichts dafür, daß mein Vater sich mit den Polen eingelassen hat. Ich liebe meine Heimat wie jeder Ostpreuße. Ich habe es draußen nicht schlecht gehabt, aber

es ließ mir doch keine Ruhe, bis ich wieder ostpreußischen Boden unter den Füßen fühlte . . . Na, und so werde ich hier behandelt . . . Aber ich werde zeigen, daß ich für meine Heimat jedes Opfer bringen will, und ich möchte bitten, mich bei jeder Sache in die vorderste Reihe zu stellen."

„Na, dann will ich noch heut' mit dem Adjutanten sprechen. Vielleicht ist es möglich, Sie in meine Kompagnie einzustellen. Wer hat Ihnen übrigens die Geschichte von dem Freikorps aufgebunden?"

„Ein Soldat, er sagte mir auch, daß ich den Herrn Oberleutnant hier finden würde."

Er erhob sich in strammer Haltung. Spieß reichte ihm die Hand. „Melden Sie sich morgen auf der Schreibstube des Bataillons." Er wollte eben aufbrechen, als ein Trupp Kameraden eintrat. Spieß erzählte ihnen lachend, daß sich eben der erste Freiwillige für sein Freikorps gemeldet habe. „Das ist ein Fingerzeig des Schicksals," rief ein junger Offizier. „Ich schlage vor, wir proklamieren Spieß feierlich zu unserem Führer und geloben uns ihm durch Wort und Handschlag an." Er trat auf Spieß zu: „Herr Oberleutnant, ich folge Ihnen, wohin Sie mich führen."

Ein älterer Leutnant mahnte zu ruhiger Ueberlegung. Die Mädchen wurden verbannt und die Türen geschlossen. Und dann wurde stundenlang in eingehender Beratung alles festgestellt, was zur Ausführung des Planes geschehen mußte . . .

Im Morgengrauen des dritten Tages, eines Sonntags, rückte das Freikorps Spieß in Stärke von etwa tausend Mann ab. Stundenlang vorher schon herrschte geschäftiges Leben in der Kaserne. Die Kammerunteroffiziere gaben die Kriegsgarnitur heraus, die schon bereit lag und verpaßt war. Munition wurde eingeteilt und auf Wagen geladen.

Die Maschinengewehrabteilung brach zuerst auf, dann das Fußvolk, und ehe die höheren Vorgesetzten sich von ihrem Lager erhoben, war die Schar schon einige Meilen entfernt.

Einige höhere Offiziere und der Zivilbevollmächtigte des Verteidigungsausschusses eilten in zwei Autos ihr nach. Spieß hatte seine Schar in einem Dorf halten lassen, durch eine feurige Rede mit dem Ziel des Marsches und des Unternehmens bekannt gemacht und sie als Freikorps auf seinen Namen vereidigen lassen. Kurz darauf trafen die bisherigen Vorgesetzten bei der Truppe ein. Sie wurden von den Leuten in feindseliger Haltung umringt und bekamen trotzige Worte zu hören. Spieß weigerte sich zu gehorchen, mit seiner Schar umzukehren und seinen Säbel abzugeben. Man mußte die Schar ziehen lassen und unverrichteter Sache nach Allenstein zurückkehren . . .

Es war kein Zweifel, daß der Handstreich des ehrgeizigen, verwegenen Offiziers böse Folgen nach sich ziehen müßte. Abgesehen davon, daß die Polen sich vor der ganzen Welt als die unschuldig Ueberfallenen aufspielen konnten, erhielten sie den Anlaß, nun auch ihrerseits über die Grenze einzubrechen, um den feindlichen Absichten der Ostpreußen zu begegnen. Darauf mußte man sich gefaßt machen und schleunigst vorbereiten . . . Jetzt mußte man so schnell wie möglich alle aufgestellten Truppenkörper an die Grenze werfen. Auch dem Freikorps Spieß sollten zwei Regimenter mit einer Abteilung Artillerie folgen. Es war doch nicht ausgeschlossen, daß die kleine Schar zurückgeschlagen wurde und daß die Polen hinter ihr her einen Vorstoß nach Allenstein unternehmen würden, der abgewehrt werden mußte.

Mit einem fürchterlich anstrengenden Gewaltmarsch eilte das Freikorps auf die Grenze zu. Einen Kilometer von ihr entfernt wurde in einem Dorfe Notquartier bezogen.

Die Mannschaften sollten bei den mitgeführten Gulaschkanonen . . . das Wort war sofort wieder aufgelebt . . . das fertige Essen empfangen, aber die meisten zogen es vor, sich hinzuwerfen, wo sie ein Plätzchen fanden, um zu schlafen. Eine Stunde nach Mitternacht wollte Spieß, der mit seinen Offizieren in einer Bauernstube saß, antreten lassen, die Grenzwache überrumpeln und im Eilmarsch auf Soldau vorgehen. Er ahnte nicht, daß zu derselben Zeit die Leitung der polnischen Truppen in Soldau, die etwa viertausend Köpfe stark dort standen, von seinem Marsch, von der Stärke seines Freikorps und von der tiefen Erschöpfung der Truppe genau unterrichtet war. Jetzt bewährte sich das System der Vertrauensmänner, das heißt Spione, mit dem die Polen nach der Abstimmung wie mit einem Netz Ostpreußen überzogen hatten. Fast in jedem Dorf saß ein Pole als Tagelöhner oder diente als Knecht bei einem Bauern.

Der polnische Oberst brach gegen Abend mit seiner ganzen Streitmacht auf, um die Grenze zu besetzen und dort die Feinde zu empfangen. Vorsorglich hatten die Polen schon seit Jahren überall längs der Grenze Schützengräben angelegt und Unterstände ausgebaut . . . Schon auf dem Marsch wurde dem Oberst ein polnischer Knecht zugeführt, der in einem posenschen Regiment auf deutscher Seite den Krieg mitgemacht hatte. Er berichtete, daß die Preußen wohl einige Posten nach der Grenze zu ausgestellt hätten. Aber die große Masse liege völlig ausgepumpt in todähnlichem Schlaf. Es sei leicht, sie zu überrumpeln und gefangen zu nehmen. Der Oberst versammelte seine Stabsoffiziere um sich. Sie waren einmütig der Meinung, daß sich eine bessere Gelegenheit, die Preußen zu überfallen und zu vernichten, nicht finden ließe.

Einige Stunden später nach der Grenze zu Schüsse. Wenige Minuten später stürzte ein Unteroffizier in die Stube, wo Spieß mit seinen Offizieren noch zusammensaß. Sie waren in froher Stimmung und freuten sich auf die Taten, die sie an der Spitze ihrer tapferen Krieger ausführen wollten.

„Herr Oberleutnant, die Polen greifen in hellen Haufen an. Sie sind schon dicht am Dorf.“

Spieß sprang auf. „'Raus ... Alarm schlagen und hinter dem Dorf sammeln!“

Er stürzte mit den Offizieren auf die Straße. Ohne einen Schuß abzugeben, waren die Polen im Sturmschritt über das Dorf hereingebrochen. Schlaftrunken rafften die Preußen sich auf und stürzten auf die Gehöfte ... Jetzt knatterten überall Schüsse. Ein wütendes Ringen entspann sich von Mann zu Mann. Aber die Polen waren in großer Ueberzahl und entwaffneten die Preußen, ehe sie sich zur Wehr setzen konnten ...

Nur etwa zweihundert Mann war es gelungen, nach rückwärts zu entkommen und sich hinter dem Dorf zu sammeln. Von Offizieren war nur ein junger Leutnant vorhanden. Alle anderen waren entweder gefallen oder in die Gefangenschaft der Polen geraten. Einige Unteroffiziere versuchten, Ordnung in den verstörten Haufen zu bringen. Aber ehe es ihnen gelang, schlug Gewehrfeuer auf sie ein. Ohne weitere Befehle abzuwarten, setzte der Haufen sich in Bewegung ... erst langsam zögernd, als wenn die Scham sie zurückhielt ... bald jedoch wurde eine regellose Flucht daraus. Gewehre, Tornister wurden weggeworfen, um schneller laufen zu können.

Das Freikorps war vernichtet oder vielmehr zum größten Teil gefangengenommen. Spieß war schon nach wenigen Schritten auf der Straße von den Polen umzingelt

worden. Er wehrte sich mit seinem Revolver, bis er, von einem Kolbenschlag getroffen, schwer verwundet zusammenbrach.

Die Polen ließen die kleine Schar, die entkommen war, unbehelligt abziehen. Dann plünderten sie das Dorf gründlich aus, steckten es an allen Ecken und Enden in Brand und zogen stolz als Sieger ab. Die Verwundeten luden sie auf Wagen und Schlitten und führten sie mit sich fort. Noch in der Nacht ging der Bericht über den großen Sieg nach Warschau ab. Natürlich fein aufgemacht. Die Preußen hätten mit Uebermacht die polnischen Truppen an der Grenze überfallen, wären aber zurückgedrängt und hätten sich mit einem Verlust von tausend Mann und fünfzig Maschinengewehren in regelloser Flucht zurückgezogen. Am nächsten Morgen ging durch Funkspruch ein scharfer Einspruch gegen den meuchlerischen Ueberfall der Preußen in alle Welt.

13. Kapitel.

Als das glückliche Ehepaar nach einer Viertelstunde ins Wohnzimmer trat, erwarteten sie, ein glückstrahlendes Brautpaar vorzufinden. Sie waren im stillen enttäuscht und erstaunt, daß die beiden Menschen, die sich doch nach allem, was Trude darüber wußte, innerlich so nahestanden, sich nicht zusammengefunden hatten. Grete saß am Tisch, der Professor ging im Zimmer auf und ab und erzählte mit gleichmütig ruhiger Stimme. Bei seinem Eintreten schien es allerdings, als ob Grete auf ihn zufliegen wollte. Er hätte bloß die Arme auszubreiten brauchen, und sie wäre hineingeflogen. Aber er verbeugte sich nur steif und streckte ihr die Hand entgegen. „Meinen herzlichsten Glückwunsch zu Ihrer Befreiung."

Die kühlen Worte gaben auch dem Mädchen die Herrschaft über ihr stürmisch schlagendes Herz wieder. Sie vermochte ihren Freund sogar anzulächeln und ihm zu danken.

Natürlich hob nun unter den beiden Paaren ein großes Erzählen an . . . Maleika und Walker waren sich in den Tagen der gemeinsamen Sorge innerlich nähergekommen, und jetzt tauschten sie das brüderliche Du, was natürlich begossen werden mußte. Die Damen von einer abenteuerlichen Reise, die sie über Memel und Königsberg geführt hatte, ermüdet, begaben sich nach dem Abendbrot bald zur Ruhe. Die beiden Freunde blieben bei einer guten Flasche noch sitzen.

„Ihr beide habt euch, wie ich zu merken glaubte, über etwas, was nicht eintrat, enttäuscht gefühlt", sagte Alfred, der Professor, nach einer Weile des Schweigens. „Wie schwer ich darunter leide, daß ich das uns beide erlösende Wort nicht sprechen kann, wirst du mir vielleicht nachfühlen, wenn du alles weißt."

„Ih zum Deuwel, Professor," erwiderte Fritz in seiner derben Art, „du bist doch ein freier Mann . . ."

„Nein, ich bin nicht frei, ich trage schwere Fesseln . . . ja ich könnte sagen: doppelte. Erstens habe ich für meine Stiefmutter und meine Stiefschwester zu sorgen. Die alte Frau ist gelähmt, die Schwester auch leidend, sie brauchen Aufwartung und Pflege. Ich bin moralisch verpflichtet, für die beiden Frauen zu sorgen. Sie haben ihr kleines Vermögen darauf verwandt, haben gedarbt und gesorgt, um mir das Studium zu ermöglichen. Die alte Frau hat mehr an mir getan, als es vielleicht die rechte Mutter getan hätte . . . "

Fritz nickte ihm zu und stieß mit ihm an. „Aber du verdienst doch viel Geld . . "

„Davon später . . . Hör weiter . . . Das Zusammenleben mit den beiden kranken Frauen, die in vielem unerträglich kleinlich sind, wurde mir mit der Zeit zur Qual. Ich sehnte mich nach einer Häuslichkeit. Da verfiel ich auf das Dümmste, was ich tun konnte, ich legte mir ein Verhältnis zu. Ein Modell, ein süßes, liebes Mädel. Ich richtete ihr eine kleine, nette Wohnung ein und brachte alle freie Zeit bei ihr zu. Was kommen mußte, geschah. Sie schenkte mir erst einen Jungen und dann ein Mädel. Sie sind jetzt vierzehn und dreizehn Jahre alt. Ein paar prächtige Kerle . . ."

„Na, daran wird sich Grete, wenn sie dich wirklich liebt, doch nicht stoßen."

„Aber ich" . . . erwiderte der Professor ruhig. „Soll ich ein Doppelleben führen? Das Mädel ist mir inzwischen

gleichgültig geworden, aber die Kinder sind mir ans Herz gewachsen . . . ich kann sie der Mutter nicht wegnehmen . . . Und drei Wirtschaften zu unterhalten, dazu reichen meine Einnahmen nicht aus. Ich habe jetzt den Glücksfall erlebt, daß einem reichen Amerikaner mein letztes großes Bild gefiel und daß er bei einem Besuch meines Ateliers auch noch ein paar von meinen alten Schinken kaufte . . . Aber das ist eine einmalige Einnahme, die mich für anderthalb, zwei Jahre über Wasser hält, aber nicht hinreicht, um mir noch ein neues Heim, und wenn's noch so bescheiden wäre, einzurichten. Da wäre es frivol, das liebe Mädel an mich zu ketten. Ich trage ihr Bild schon lange in meinem Herzen. Sie ist . . ." er verbeugte sich lächelnd . . . „nach deiner Gattin das entzückendste Geschöpf, das ich kenne. Goldklar und rein wie ein Kristall . . . Reich an Bildung, an Seele und Gemüt . . . eine Künstlerin in ihrem Fach . . . Ich bin überzeugt, daß sie mir mit ihrer Liebe den Himmel auf Erden bereiten würde . . . Aber vor dem Paradies steht für mich ein Engel mit flammendem Schwert und treibt mich zurück."

Er leerte sein Glas und stand auf. Fritz trat zu ihm und legte ihm den Arm um die Schultern. „Weiß Grete das alles?"

„Ja, schon seit mehreren Jahren. Wir verlebten damals mit ihrem Bruder köstliche vierzehn Tage auf Amrum, wo wir ganz zufällig zusammentrafen. . . . Meine Liebe schlug lichterloh empor, und ich fühlte, nein, ich wußte, daß ich ebenso wiedergeliebt wurde. Ich merkte es ihr an, daß sie sich wunderte, daß ich nicht das erlösende Wort sprach, das sie mit Sehnsucht erhoffte . . . Da habe ich ihr am letzten Tage bei einem Spaziergang am Strand alles erzählt, was du weißt . . . . noch ausführlicher. . . . Ich habe ihr gesagt, daß ich mit Sorgen zu kämpfen habe, um

die beiden Haushaltungen zu unterhalten. . . . Sie verstand, weshalb ich ihr mein Schicksal erzählte. Stumm gingen wir nach Hause. Vor ihrem Hause gaben wir uns die Hand. . . . Wir haben uns später noch manchmal wiedergesehen . . . wir haben auch von Zeit zu Zeit einen Brief gewechselt . . . verständig . . . freundschaftlich. . . . Wir haben auch heute bei der Begrüßung beide die Kraft gefunden, unser heiß aufwallendes Gefühl still im Busen zu bewahren. . . . Aber es ist schwer, viel schwerer als du Glücklicher ahnst."

Schweigend schritten sie nebeneinander in der Stube hin und her. Dann zog Fritz seinen Freund zum Tisch. „Nein, Alfred, in solcher Stimmung lasse ich dich heute nicht nach Insterburg abfahren. Ich lasse dich nicht eher los, als bis du bettschwer bist". . . . Sie hatten eben angestoßen, als es an die Tür klopfte und der Rittmeister Grau eintrat. „Ein dritter Mann zum Skat oder einem anderen zeittotschlagenden Spiel gefällig?"

„Das wohl nicht", erwiderte Fritz lachend, „aber treten Sie nur mutig näher. Drei ist die heilige Zahl beim Becher. Bringen Sie Neuigkeiten?"

„Leider ja, eine ganze Menge und nicht gute. Ein Oberleutnant Spieß hat ein ganzes Bataillon mit einer Anzahl jüngerer Offiziere verleitet, sich als Freikorps aufzutun und nach der Grenze zu marschieren, um Soldau zu befreien. Statt dessen wurde das Bataillon von den Polen nachts überfallen und in die Pfanne gehauen. Die meisten sind gefangengenommen, und nur ein kleiner Teil ist heil entkommen."

„Das ist doch gleich, um aus der Haut zu fahren", brauste Maleika auf. „Was ist das für ein Bursche?"

„Ein ziemlich übler Bursche, der vor dem Kriege entgleiste, sich aber wieder emporrappelte. . . . Ich gebe den

höheren Offizieren schuld, wenn unter ihren Augen ein Bataillon sich von einem unbesonnenen Draufgänger zu solch einem Stückchen verführen läßt.... Es hat aber trotz des traurigen Ausgangs der dicken Luft ein Ende gemacht.... Ich glaube, jetzt werden die Polen offen angreifen" ....

„Zum Glück soll Litauen sich wirklich von Polen getrennt haben", warf der Professor ein.

Der Rittmeister zuckte die Achseln. „Ich glaube nicht daran.... Das Bild kann sich von Tag zu Tag ändern.... Uebrigens, ich habe ja ganz vergessen, weshalb ich eigentlich gekommen bin. Meine herzlichsten Glückwünsche zu der Rückkehr Ihrer Gattin".

„Danke," erwiderte Fritz lachend. „Und Sie haben natürlich gerochen, daß wir das freudige Ereignis durch einen guten Tropfen begießen".

Noch lange saßen die drei Männer in ernstem Gespräch beisammen. Beim Abschied lud der Gutsherr den Rittmeister für den nächsten Tag zum Mittag ein.

Er stellte sich pünktlich ein und wurde den Damen vorgestellt. Taktvoll widmete er sich zuerst der Hausfrau, aber seine Augen ruhten — wie Trude sofort bemerkte — mit sichtlichem Wohlgefallen auf Grete. Und um den Professor zu strafen, gab sie ihm die Freundin als Tischdame. Der Rittmeister war ihr vom ersten Augenblick an sympathisch. Ein Bild stattlicher Männlichkeit. Nicht sehr groß, aber doch kraftvoll gebaut, ein offenes, ehrliches Gesicht mit fröhlichen Augen. Und wie die Augen strahlten, als er seiner Tischdame den Arm bot. Lächelnd sah Trude öfter zu dem Paar hinüber, das sich sehr angeregt unterhielt und nickte Grete lächelnd zu.

„Der Rittmeister hat Feuer gefangen,“ raunte sie ihrem Mann zu, als die Tafel aufgehoben wurde. „Lade ihn auch zum Abendbrot ein!“

Die Einladung wurde mit sichtlicher Freude angenommen. Grau erwies sich abends noch viel mehr als ein gewandter, unterhaltender Gesellschafter. Er erzählte mit feinem Humor von seinen Erlebnissen während des Weltkrieges. Dann schlug er ernstere Töne an und sprach weich von seinen Eltern. Die Mutter hatte ihn im Herbst 1914 in Ostpreußen besucht und sich auf der Flucht vor den Russen eine schwere Erkältung zugezogen. Schwer krank kam sie wieder in die Heimat zurück.

„Ich habe Ihre Frau Mutter in Berlin kennengelernt“, warf Grete leise ein.

„Ach, das ist aber ein schönes Zusammentreffen,“ rief der Rittmeister mit sichtlicher Freude aus.

„Ich habe sie in der Familie, bei der sie wohnte und mit der ich befreundet war, kennengelernt, ich habe sie auch in Berlin zu Grabe geleitet.“

In tiefer Rührung nahm Grau ihre Hand, um sie zu küssen. „Darf ich noch jetzt Ihnen dafür danken? Ich habe weder am Sterbebett meiner Mutter stehen, noch ihrem Sarge folgen dürfen. Ich erfuhr erst nach vierzehn Tagen den herben Verlust, der mich betroffen hatte.“

Nach einer Pause fing er an, von seiner Jugend zu erzählen. Sein Vater war Forstmeister und der Lehrmeister des heranwachsenden Sohnes im edlen Weidwerk. Er erzählte so warm und lebendig, daß sie alle mit Vergnügen lauschten. Trude lächelte in sich hinein. Sie alle waren nur Statisten in dem sich leise anspinnenden Drama . . . Das alles erzählte der Mann nur für Grete . . .

Der Professor hörte schweigend zu. Seine Augen huschten ab und zu über die beiden hin. Fühlte er schon, daß der Rittmeister sich im stillen um Grete bemühte? . . .

Am nächsten Tage erschien Grau schon zum Kaffee, um eine wichtige Nachricht zu bringen. In Kowno war eine kleine Revolution ausgebrochen. Ein General Galauskas, ein Parteigänger der Polen, hatte die Regierung zum Teufel gejagt und die Militärdiktatur ausgerufen. Jetzt müsse man sich darauf gefaßt machen, daß die Litauer wieder vereint mit den Polen gegen Ostpreußen losbrechen würden.

Man saß noch am Kaffeetisch, als der Gutsherr an den Fernsprecher gerufen wurde. Aus dem Hauptquartier wurde ihm herübergesagt, daß mit einem sehr nahe bevorstehenden Angriff der Litauer zu rechnen sei. Es sei schon Befehl gegeben, den Landsturm der Gegend zu alarmieren.

Aeußerlich ruhig kam Maleika an den Tisch zurück und entschuldigte sich, er habe mit den Inspektoren etwas zu besprechen. Baumann und Weller warteten in seinem Zimmer schon auf ihn. Er gab den Befehl aus, daß die Reisewagen sofort mit dem ausgedroschenen Getreide, das bereits in Säcke gefüllt war, beladen werden und nach Stallupönen abfahren sollten. Zwei Leiterwagen sollten bespannt und vor das Haus gebracht werden. Das Vieh solle in einer Herde weggetrieben werden. Alles könne ohne Ueberstürzung ausgeführt werden, aber auch ohne zu zögern.

Als er an den Kaffeetisch zurückkehrte, begannen im Dorf die Kirchenglocken zu läuten. Erstaunt sah Trude zu ihm auf. „Das ist das Alarmsignal für die Landstürmer."

„Ja, mein teueres Weib, jetzt muß ich dich wegschicken. Hier ist ein Zettel, auf dem ich verzeichnet habe, was mitgenommen und weggeschafft werden soll. Die Wagen wer-

den bald vorfahren, also halt dich nicht mit der Vorrede auf! Du, Alfred und Gretelein, ihr werdet auch euer Bündel schnüren und meine Frau bis Insterburg begleiten.“

„Und du?“ rief der Professor.

„Ich wappne meine Brust mit Mut und gürte mich mit dem Säbel . . . Ich bin der Führer der Landsturmabteilung, die bald hier versammelt sein wird.“

Der Rittmeister nahm schnell bewegten Abschied von den Damen und eilte ins Dorf, wo schon seine Reiter auf seine Befehle warteten. Kaum waren die beladenen Wagen abgefahren, als sich der Gutshof und das Dorf mit reich bewegtem Leben füllte. Von allen Seiten rasselten Leiterwagen heran, mit bewaffneten Landstürmern gefüllt. Aus den nächsten Dörfern kam der Zuzug zu Fuß. Jetzt konnte man beobachten, wie musterhaft alles vorbereitet war. Ohne Lärm und Unordnung stellten sich die Landstürmer der einzelnen Dörfer an den ihnen vorher bezeichneten Plätzen auf. Fritz stand auf der Freitreppe und nahm die Meldung der Offiziere entgegen. Eine halbe Stunde später waren die Kompagnien eingeteilt und marschierten nach der Scheschuppe, um das hohe Ufer zu besetzen.

Von Insterburg war Nachricht gekommen, daß man dort einen Vorstoß der Litauer auf Schillehnen und einen zweiten auf das Kraftwerk an der Kakschumbalis erwartete. Es seien schon zwei Züge mit Truppen unterwegs, die gegen Morgen dort eintreffen würden.

Der Wind war im Laufe des Tages nach Südwesten herumgegangen, und es war Tauwetter eingetreten. Ab und zu rieselte ein feiner Regen nieder. Als nach einer Stunde drüben alles ruhig und finster blieb, nahm Fritz im Einverständnis mit dem Rittmeister seine Landstürmer ins Gut und Dorf zurück und ließ sie Notquartiere be=

ziehen. Die Reiter, die abgesessen waren, nahmen ihre Stelle ein . . .

Im letzten Augenblick hatte der Gutsherr und Höchstkommandierende zwei große Kisten Wein, die schon verladen werden sollten, zurückgehalten und auf die Diele schaffen lassen. Jetzt saß er in einer großen Schar von Offizieren und Unteroffizieren, fast alle junge Gutsbesitzer und Inspektoren, in einem Zimmer, das nach dem Hof zu lag, und ließ die Dienstmädel, die sich geweigert hatten zu fliehen, fleißig einschenken. Durch Baumann hatte er den unter Verschluß der Zollbehörde liegenden Keller aufgebrochen und einige Faß Spiritus herausschaffen lassen. In allen möglichen Gefäßen wurde mit Wasser die Mischung hergestellt, an der sich die Landstürmer erlabten. Auch Raboschat, der Gastwirt, ein sehr wohlhabender Mann, hatte aus seinen Vorräten an geistigen Getränken die im Dorf liegenden Landstürmer, die ganz verklammt von der Grenze zurückgekommen waren, erwärmt.

Um Mitternacht warf sich Fritz auf eine Liege und versuchte, mit seinem Mantel zugedeckt, ein paar Stunden Schlaf zu erhaschen. Aber die Gedanken bekrochen ihn. Dazu kam das Gefühl der Verantwortung, die er trug. Schon nach einer halben Stunde erhob er sich, zog den Mantel an und ging ins Dorf. Es war alles ruhig. Ueberall standen Posten. . . . Die Kirche stand weit offen. Er trat ein und neigte den Kopf in den grauen Stahlhelm. Ein kurzes, aber kräftiges Gebet stieg zum Himmel empor. Allerlei Gedanken wirbelten ihm durch den Kopf. Ob ihn heute eine feindliche Kugel traf? Ob er sein geliebtes Weib, das ihm in diesen Tagen das große Glück, das ihnen beiden bevorstand, verkündet hatte, wiedersehen würde?

Langsam ging er weiter. Der Gasthof lag scheinbar ganz dunkel, aber die Tür öffnete sich unter dem Druck

seiner Hand. Er tappte sich durch nach dem Hinterstübchen, wo öfter ausdauernde Zecher ihre Bettschwere erwarben. Richtig, er hatte sich nicht getäuscht. Da saßen mit dem Gastwirt drei trinkfeste Bauern des Dorfes. . . . Zwei in Uniform. Etwas verlegen sprangen sie auf. Fritz lachte. „Der Uebergang vom behaglichen Landleben zum rauhen Kriegsdienst vollzieht sich bei euch, wie es scheint, ziemlich schwer. Na, setzt euch nur! Rabotschat, mischen Sie mir auch ein Glas Grog, aber etwas nördlich! Und wenn wir das ausgetrunken haben, legen wir uns noch ein Weilchen aufs Ohr, damit wir heute früh ganz frisch sind" . . .

Er hatte wieder eine Stunde gelegen und nicht geschlafen. Als er gegen 5 Uhr wieder heraustrat, ritt eine Maschinengewehrabteilung auf den Hof. Der führende Offizier meldete, daß ein ganzes Regiment im Anmarsch sei; auch Artillerie wäre unterwegs. Eine Stunde später waren die Maschinengewehre hinter Deckung aufgestellt. Die Artillerie, von einem Major geführt, der noch vom Krieg her jeden Fußbreit des Geländes kannte, hatte weiter zurück eine gute Stellung eingenommen.

Die Landstürmer traten an; sie sollten zur Bedeckung der Artillerie zurückgeführt werden. Ein Knurren und Murren lief durch die Reihen. „Kinder," sagte Fritz laut, „seid nicht ungeduldig! Wenn's vorn losgeht, kommen wir auch 'ran. Sagt's den anderen weiter!"

Die Umrisse der Gebäude und Bäume begannen sich schon trotz der grauen Nebelstimmung gegen den Himmel abzuzeichnen, als von litauischer Seite der erste Schuß fiel. Eine Granate schlug, ohne zu krepieren, in den Dunghaufen ein, nicht weit von der Stelle, wo vor wenigen Minuten noch die Landstürmer gestanden hatten. Nach einer kurzen Pause antworteten sechs deutsche Geschütze... Wenige Minuten später schlugen aus mehreren Gebäuden in Breziny die Flammen empor. Der Kampf an der litauischen Seite hatte begonnen.

14. Kapitel.

Etwa eine Stunde nach Eröffnung des Feuergefechts trieben die Litauer, die keine Ahnung hatten, daß ihnen auf preußischer Seite gleich starke Streitkräfte gegenüberstanden, ihre Leute zum Sturmangriff vor. In dichten Reihen quollen aus dem Dorf graue Gestalten hervor, die bei dem düsigen Wetter schwer erkennbar waren. Schon lief ein Befehl die deutschen Reihen entlang. Jetzt setzten sich drüben die grauen Linien in Bewegung, um im Laufschritt die Strecke von vierhundert Metern bis zum Fluß zu durchmessen.

Mit einem Schlag setzte auf dem preußischen Ufer das Feuer ein. Es war so stark und andauernd, daß man das Knattern der Maschinengewehre nur ab und zu heraushören konnte.

Nach wenigen Minuten war drüben die Wirkung zu erkennen. Hier und dort warfen sich Gruppen von Litauern hin, wo sie gerade standen. Einige rannten noch dreißig, vierzig Schritt weiter. Dann verschwanden sie im Erdboden.

Nun schwiegen die deutschen Gewehre. Nur die höllischen Maschinen suchten mit ihren Kugeln das Gelände ab. Ein Lachen ging durch die deutschen Reihen. Denn bald hier, bald dort sprangen drei, vier Litauer wie die Hasen bei der Treibjagd auf, um in stürmischem Zickzacklauf nach dem Dorf zurückzueilen.

Sie kamen nicht weit, denn dann fielen von deutscher Seite einzelne Schüsse . . . und sie waren gut gezielt. Es waren keine Neulinge, die jetzt einzeln schossen, sondern alte Soldaten, die im Weltkrieg Erfahrung und Kaltblütigkeit gelernt hatten . . .

Nicht lange danach sah man, wie die Litauer alles, was noch an Truppen im Dorf steckte, nach dem einen Kilometer entfernten Wald zurücknahmen, wo sie schon im Herbst in weiser Voraussicht einen Schützengraben aufgeworfen hatten. Jetzt wurde das Gewehrfeuer auf deutscher Seite eingestellt. Nur die Geschütze belegten den Waldrand mit Granaten, die vollen Erfolg hatten, denn das Feuer der Litauer hörte vollständig auf.

Das Dorf drüben brannte. Die alten ausgetrockneten Holzhäuser mit den Strohdächern flammten wie riesige Fackeln auf. Man sah minutenlang einzelne glühende Sparren und Balken wie gelbe Striche in der Luft stehen, bis auch sie hinabsanken auf den Aschenkohlenhaufen, von dem dunkler Rauch emporstieg.

Durch die deutschen Reihen lief ein Murmeln und Raunen wie Zeichen ungeduldiger Erwartung. Die alten bewährten Feldgrauen erwarteten schon mit mißvergnügter Ungeduld den Befehl zum Vorrücken. Weshalb kam er nicht? Das war der gegebene Augenblick, den Feind zu verfolgen und zu vernichten.

Der Befehl kam nicht. Der deutsche General, der vor einer Stunde eingetroffen war und den Oberbefehl übernommen hatte — er trug einen aus dem Weltkrieg wohlbekannten Namen — konnte ihn nicht geben, denn er hatte die gemessene Weisung, den Angriff der Litauer abzuwehren, aber keinen Fuß feindlichen Bodens zu betreten. Auch die Offiziere waren mit dem Befehl, der ihnen die Ausnützung des Sieges verbot, unzufrieden. Sie hatten

sich im Gutshaus, das gar nicht gelitten hatte, versammelt, wo Maleika sie als Hausherr mit fester und flüssiger Nahrung bewirtete. Die wenigen Toten wurden nach dem Kirchhof geschafft, wo sie gleich nach Mittag bestattet werden sollten. Die Verwundeten waren in der geräumigen Schule untergebracht und unter den Händen der Aerzte. Die Truppen waren zurückgenommen und hatten Notquartiere bezogen. Ein neuer Angriff der Litauer war am Tage nicht zu erwarten, aber zur Nacht mußte man sich darauf gefaßt machen. Nach beiden Seiten ritten Dragoner . . . man hatte die alte, dem ganzen Norden der Provinz liebgewordene Bezeichnung wieder aufgenommen . . . an der Grenze entlang, um festzustellen, ob die Litauer noch irgendwo an anderer Stelle einen Angriff vorbereiteten . . . Sie fanden überall die Grenze von Landstürmern besetzt, die mit begeisterter Freude die Nachricht von dem siegreichen Gefecht bei Schillehnen bejubelten.

„Ja, meine Herren," sagte der General im Kreise der Offiziere, die ihn umringten, „mir ist es auch nicht leicht geworden, nach solch einem Erfolge hier Gewehr bei Fuß stehen zu bleiben. Wir hätten noch sehr gut durch einen kräftigen Vorstoß auf den Feind diesen empfindlich schädigen können. Aber höhere Erwägungen verbieten es. Wir dürfen einen feindlichen Ueberfall wohl abwehren, aber wir dürfen den Krieg nicht in Feindesland tragen. Jetzt noch nicht. Erst müssen wir die ganze Welt zum Zeugen haben, daß wir heimtückisch im tiefsten Frieden überfallen worden sind. Seien Sie unbesorgt, meine Herren," fuhr er lächelnd fort, „wir bekommen noch genug Pulver zu riechen, denn ich glaube nicht, daß die Polen sich von ihren Gönnern zurückpfeifen lassen werden. Es ist auch gut, wenn wir noch etwas Zeit gewinnen; denn, meine Herren, unsere Rüstungen sind noch nicht beendet, und wir haben eine lange

Grenze zu verteidigen." Er ergriff sein Glas. „Unsere prächtigen braven Feldgrauen! Hurra!"

Die beiden Vorfälle an der Grenze waren sofort nach Königsberg und von dort durch ein Kabel nach Berlin gemeldet worden. Mit ungewöhnlicher Schnelligkeit erließ die deutsche Reichsregierung durch „Funkspruch an alle" einen flammenden Aufruf gegen die Verletzung des Völkerrechts und die Vergewaltigung Ostpreußens durch Polen und Litauen. Gleich hinterdrein ging eine Note an die Westmächte ab.

Für Eingeweihte nicht überraschend war die Tatsache, daß Nordamerika die Nachricht mit einer erheblichen Höherbewertung der Mark beantwortete.

Jetzt entdeckten auch die Amerikaner in sich das „Gerechtigkeitsgefühl", das ihnen gebot, gegen die schamlose Vergewaltigung Ostpreußens und den Friedensbruch Einspruch zu erheben. Der wirksamste Einspruch war der jähe Sturz der polnisch-litauischen Valuta bis zur gänzlichen Wertlosigkeit.

Noch ein zweiter Helfer erstand den Ostpreußen. Und der war ihnen näher und wichtiger. Das war Rußland. Es wartete, seitdem es sich von der Hungersnot erholt und wirtschaftlich wieder emporgestiegen war, auf den Anlaß, sich mit den Polen und den anderen Randstaaten, die sich zu einem festen Ring zusammengeschlossen hatten, auseinanderzusetzen. Denn dieser Ring hatte es wirtschaftlich fast ganz vom Westen durch unverschämt hohe Zölle und Eisenbahntarife, die durch Schikanen noch verschärft wurden, abgeschnürt. Es war auch selbstverständlich, daß Rußland eine Machtverschiebung, wie sie die Einverleibung Ostpreußens in Polen bedeutete, nicht dulden konnte.

Die Machthaber des neuen Rußland waren schon von jeher gewohnt, Fraktur zu reden und zu schreiben. Auch

jetzt ließ ihr Einspruch an erfrischender Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Der Funkspruch der deutschen Reichsregierung war auch in Petersburg vernommen worden. Keine zwei Stunden später erhielten die Machthaber in Warschau auf demselben Wege die scharfe Erklärung der russischen Regierung, daß sie sofort ihr Heer an der Westgrenze auf Kriegsfuß bringen würde, wenn die Polen nicht unverzüglich ihre Truppen von der ostpreußischen Grenze zurückzögen und ihr Heer auf Friedensfuß bringen würden.

Die russische Note machte auf die polnischen Patrioten keinen Eindruck. Sie bestärkte sie nur in dem Entschluß, Ostpreußen mit einer gewaltigen Kraftanstrengung zu überrennen, um sich der reichen Vorräte des Landes zu bemächtigen. Posen und Westpreußen hatten sie schon so gründlich ausgeplündert, daß die blühenden Landstriche zu menschenleeren Einöden geworden waren, und auch Oberschlesien hatten sie so völlig aufgefressen, daß dort nichts mehr zu holen war. Die reichen Bodenschätze und die blühende Industrie waren in den Händen ausländischer Kapitalisten, meistens Franzosen und Belgier. Jetzt sollte Ostpreußen mit seinen Vorräten den unersättlichen Bauch füllen, der keinen Boden zu haben schien.

Eine unbeschreibliche Begeisterung flammte in Ostpreußen auf und ergriff auch die Lauen und Drückeberger, die bisher nach dem Grundsatz gehandelt hatten: „Hannemann, geh' du voran, du hast die Wasserstiebel an" .... Auch die Angsthasen begriffen, daß jetzt nicht Vorsicht der bessere Teil der Tapferkeit war, und wer sich auch jetzt noch zu drücken versuchte, wurde von dem Ausschuß, der sich in jeder Stadt gebildet hatte, an die Ohren genommen und daran erinnert, daß er die Pflicht habe, der Heimat Opfer zu bringen. Diese Ausnahmefälle waren jedoch so ver-

schwindend gering, daß sie das prächtige Gesamtbild nicht beeinträchtigten . . .

Auch auf dem Kraftwerk erwartete man einen Angriff der Litauer. Die Grenze selbst war dort schwer zu verteidigen, denn vor ihr lagen auf deutscher Seite große Waldungen und darin zwei Hochmoore, die große und kleine Plinis, die schwer zu verteidigen waren. Die deutschen Truppen hatten deshalb das große Kirchdorf Lasdehnen, das zu beiden Seiten der Scheschuppe lag, in Verteidigungszustand gesetzt. Reiterpatrouillen streiften bis zur Grenze, um das Vorgehen der Litauer zu melden.

Auf dem Werk wurde wie im tiefsten Frieden gearbeitet. In den letzten Tagen war noch eine unterirdische Leitung, die einen sehr starken Strom aufnehmen konnte, bis hinter das Dorf zu einer Anhöhe geführt worden. Die Arbeiter scherzten bei der Arbeit und versicherten den Einwohnern, die sich über das Legen der Leitung wunderten, „der Alte" werde es den Polacken und Litauern schon besorgen. Es war nichts durchgesickert, aber die Arbeiter raunten und munkelten und hatten die dunkle Ahnung, daß sich in der Einsamkeit des Moores etwas Gewaltiges und noch nie Dagewesenes vorbereitete.

Der General, der die deutschen Truppen befehligte, hatte vom Hauptquartier die Weisung mitbekommen, sich unverzüglich mit dem Chefingenieur des Kraftwerkes in Verbindung zu setzen. Eine Stunde nach seinem Eintreffen ritt er zum Kraftwerk, um „den Alten" aufzusuchen. Er fand einen schlichten alten Mann, der ihm keinen bedeutenden Eindruck machte.

„Ich habe den Befehl, mich mit Ihnen in Verbindung zu setzen. Sie wollen wohl erfahren, was zur Verteidigung des Werkes geschehen kann."

„Das weiß ich schon,“ erwiderte der Alte trocken. „Ich habe einen Brief des Hauptquartiers für Sie. Hier lesen Sie!“

Erstaunt erbrach der General den Brief und las. Seine Stirn zog sich in finstere Falten. „Was soll das heißen? Der Verteidigungsausschuß ordnet es an, und das Hauptquartier schärft es mir ein, daß ich mich mit Ihnen über die Art der Verteidigung ins Benehmen setzen soll. Herr, sind Sie mir etwa als Zivilkommissar auf die Nase gesetzt, wie es in Rußland üblich war?“

Der Alte lächelte eigentümlich. „Nein, Exzellenz, ich habe Ihnen nur unter vier Augen die Mitteilung zu machen, daß ich durch eine Erfindung imstande bin, jeden feindlichen Angriff abzuschlagen, ohne daß von unserer Seite auch nur ein Schuß fällt.“

„Was sind Sie imstande?“ rief der General, der sich nur mühsam beherrschte.

„Den Beweis habe ich einigen Herren des Verteidigungsausschusses und Exzellenz“ . . . er nannte einen berühmten Namen . . . „bereits erbracht.“

„Mir noch immer unerklärlich,“ erwiderte der General, sich mit Gewalt zum ruhigen Tone zwingend.

„Das glaube ich Ihnen gern, Exzellenz,“ meinte der Alte sarkastisch. „Ich werde Ihnen jetzt die Erklärung geben. Mit einem Wort: ich habe das Problem der Fernzündung gelöst. Ich bringe auf beliebige Entfernung alles Explosive zur Entzündung.“

Der General sah den alten Herrn, der ihm plötzlich verwandelt zu sein schien, verblüfft an. „Bitte, wie war das? Sie behaupten, daß Sie imstande sind, durch eine Kraft . . . ich nehme an, daß sie elektrisch ist . . . drüben beim Feinde alles Pulver zu entzünden? Auch in Patronen und Geschossen?“ . . .

„Sehr richtig, Exzellenz.“ . . .

Der General schüttelte den Kopf. „Herr, das wäre ja das Ende des Krieges . . . das wäre . . . nein, das kann ich nicht glauben.“

Schweigend nahm der Alte ein Papier aus der Brieftasche und reichte es ihm hin. Der General warf nur einen Blick darauf. „Die Handschrift kenne ich. Jetzt glaube ich es. Herr Chefingenieur, verzeihen Sie, aber darauf war ich nicht gefaßt. Ich stehe also vollkommen zu Ihrer Verfügung. Aber nun noch eine Frage: Sind nicht unsere Truppen und unsere Munitionsvorräte derselben Gefahr ausgesetzt?“

„Nein, Exzellenz. Die Kraft wirkt nur in der Richtung, in der ich sie aussende. Ich bitte nur, daß unsere Leute nicht eher einen Schuß abfeuern, als bis es ihnen befohlen wird, und daß sich die Patrouillen aus dem Vorgelände sofort auf unsere Linien zurückziehen, sobald die Feinde im Anmarsch sind.“

Als sich der General vor der Tür von dem Alten verabschiedete, wurde das Surren eines Flugzeuges hörbar. Der Alte eilte ins Haus zurück und kam in wenigen Augenblicken mit einem Prismenglas heraus, mit dem er den Flieger beschaute. „Ich hatte geglaubt, Ihnen eine kleine Probe geben zu können. Es scheint aber kein feindliches Flugzeug zu sein. Wir können es jedenfalls abwarten, denn der Vogel führt keine Bomben mit sich.“

Mit unheimlicher Schnelligkeit kam das Flugzeug näher. Jetzt senkte es sich, ging im Gleitflug nieder und landete auf einem freien Platz nicht weit von dem Werk. Von allen Seiten kamen schon Werkleute angelaufen. Zwei Offiziere stiegen aus dem Flugzeug, nahmen die Kappen ab und riefen den Arbeitern zu: „Wo liegt der Stab? Wir bringen wichtige Nachrichten.“

Gleich darauf hatten sie Gelegenheit, sich dem General vorzustellen und ihre Meldung zu erstatten. Es waren zwei deutsche Feldgraue, die sich schon im Weltkriege durch kühne, erfolgreiche Flüge einen Namen gemacht hatten. Jetzt kamen sie aus dem Osten und hatten trotz heftiger Beschießung erkundet, daß die Litauer in langen Kolonnen auf die Grenze zu marschierten. Auch schwere Artillerie und einige Tanks waren dabei. Man konnte wohl mit einem Angriff in den ersten Abendstunden rechnen.

Als der Abend niedersank, der Himmel hatte sich aufgeklärt, und die Sterne funkelten, als wären sie neu geputzt, stand der General mit einer Anzahl höherer Offiziere auf der Anhöhe hinter dem Dorf und sah verwundert den Hantierungen des alten unscheinbaren Mannes zu, der einen langen Stab aus dem Auto nahm und an eine über dem Endpunkt der Leitung liegende verdeckte Maschine anschloß.

Patrouillen zu Fuß und beritten kamen aus dem Vorgelände zurück. Sie hatten zufolge strengster Weisung keinen Schuß abgegeben. Durch die Nachtgläser war zu erkennen, daß dunkle Kolonnen aus dem Walde hervorbrachen, sich neben der Chaussee entwickelten und vorwärts marschierten.

Der Alte stand schweigend. Jetzt nahm er das Glas vom Auge, lüftete seine Mütze und sagte ruhig: „Jetzt, meine Herren! Passen Sie auf!"

Jetzt begann es in den feindlichen Reihen zu krachen. Hunderte von Gewehren gingen gleichzeitig los. Wie furchtbare Salven hörte es sich an.

„Das ist ja Gewehrfeuer . . . Wir müssen . . ."

„Nein," rief der Alte mit starker Stimme, „drüben gehen die geladenen Gewehre los. Die Patronen in den Taschen entzünden sich und explodieren."

Ein fürchterliches Donnern erschütterte die Luft. „Da

habe ich einige Munitionswagen gefunden," sagte der Alte, als der Krach verflogen war. Er wurde in demselben Augenblick durch größere, stärkere Explosionen übertönt.

„Was ist das?" riefen mehrere Offiziere in höchstem Erstaunen. Der Alte richtete das Rohr für einen Moment nach oben. „Fernzündung, meine Herren. Für heute sind die Litauer erledigt. Ich muß nur noch nach den Seiten etwas aufräumen." Er senkte den Stab und bewegte ihn bald hierhin, bald dorthin. Im Augenblick schwoll das Krachen und Knattern wieder an, von einigen heftigen Detonationen unterbrochen.

„Für heute dürfte es genug sein," sagte der Alte, löste seinen Zauberstab von der Leitung und trug ihn zum Wagen. „Wollen Sie das Gelände nach Verwundeten absuchen lassen, Exzellenz. Ich fürchte, wir werden sehr viele und mit schweren Verwundungen finden."

„Zuerst werden wir den Sieg ausnützen und den Feind verfolgen. Lassen Sie unsere Truppen auf der ganzen Linie vorrücken!"

Die Offiziere eilten zu ihren Pferden. Befehle jagten die Linien entlang . . .

Der General schritt auf den Alten zu und reichte ihm die Hand. Im nächsten Augenblick breitete er die Arme aus und umarmte ihn: „Das ist das Wunderbarste, was ich je in meinem Leben gesehen habe. Mit dieser Stunde hat eine neue Epoche der Weltgeschichte begonnen."

15. Kapitel.

Der Schrecken, der die Litauer ergriffen hatte, läßt sich kaum schildern. Im ersten Augenblick begriff niemand, was da vor sich ging, als Hunderte von Schüssen aus den gesicherten Gewehren knallten und gleichzeitig Tausende und aber Tausende in den gefüllten Patronentaschen explodierten. Der Vorgang war für die ungebildeten Menschen so unfaßbar, daß sie wie gelähmt stillstanden. Es war ihnen, als wenn eine unheimliche, unfaßbare und unabwendbare Macht auf sie niedersank . . . Hunderte, denen die aus den Taschen hervorschießenden Stichflammen den Rock verbrannt und die Haut versengt hatten, sanken zu Boden. Wer noch etwas Kraft in sich spürte, wandte sich rückwärts.

Die Angst, die sie trieb, war so groß, daß sie nicht einmal zu schreien wagten. Sie steigerte sich noch, als mitten zwischen den Fliehenden Karren voll Munition in die Luft flogen. Jede Ordnung, jede Manneszucht war im Nu geschwunden . . . Das waren keine Soldaten mehr, das waren regellose Haufen, Horden, die sich zerstreuten . . . Es hatte kaum einen Zweck, diese waffenlosen Massen zu verfolgen oder sie gefangenzunehmen. Die deutschen Reiter fanden fast nur Tote und Verwundete. Das ganze Gelände war mit allem, was ein Soldat bei und auf sich trägt, übersät . . . Gewehre, Tornister, Koppeln mit

Seitengewehr und Schanzzeug, alles lag in Haufen durcheinander. Weiterhin Maschinengewehre und Geschütze ... die Bedienungsmannschaften hatten sich zu zweien und zu dreien auf die Pferde geworfen und waren davongejagt...

Bis spät in die Nacht saßen die höheren Offiziere in Meiers Gasthof um den Kommandierenden versammelt. Mitten unter ihnen der Alte, der allein mit seiner geheimnisvollen Kraft ein feindliches Heer besiegt, nein, vernichtet hatte ... Alle standen noch unter dem überwältigenden Eindruck des Geschehens, das sich vor ihren Augen abgespielt hatte. Wie der Mensch vor einem gewaltigen Naturschauspiel verstummt, wie er durch sein Schweigen den erhabenen Eindruck lauter und deutlicher bekundet als durch Worte des Erstaunens, so ließ das Geschehene keine laute, allgemeine Unterhaltung aufkommen. Aber alle fühlten, daß etwas Ungeheuerliches sich vor ihnen abgespielt ... der Sieg des Geistes über die rohe Gewalt ... Ein deutscher Geist hatte der Naturkraft, die der Mensch schon so vielseitig in seinen Dienst gespannt hat, obwohl sie in ihrem innersten Wesen noch nicht vollständig erforscht ist, ein neues Geheimnis entrissen, das mit seinen Folgen die ganze Welt erschüttern und umwandeln mußte. Nicht ein Zufall hatte den deutschen Gelehrten ans Ziel gebracht, sondern planmäßiges Forschen und Versuchen. Still bescheiden saß er unter den Männern, die ihrer ehrfurchtsvollen Hochachtung durch öfteres Zutrinken Ausdruck gaben.

Ganz allmählich kam die Unterhaltung in Fluß, angeregt durch Meldungen der zur Verfolgung ausgesandten deutschen Reiter, daß die feindliche Armee buchstäblich in alle Winde zerstreut sei.

„Jetzt müssen auch die Polen noch solch eine Belehrung erhalten, sonst halten sie die Berichte der Litauer für

Märchen," meinte der General. „Mit Litauen halte ich den Krieg für beendet."

Er sollte sich in seiner Voraussage nicht täuschen. Unaufhaltsam ergossen sich die Fliehenden über das ganze Land. Keiner dachte mehr daran, zur Fahne zurückzukehren. Nur mit der größten Energie gelang es der litauischen Regierung, in der Hauptstadt einige Regimenter zusammenzuhalten. Ein Taumel hatte das Land erfaßt. Es war, als wenn jeder den Untergang der Welt in kürzester Frist erwartete.

Bald nach der Katastrophe setzte das Samariterwerk der Deutschen ein. Tausende von Verwundeten wurden aufgelesen und zurückgeschafft. Bald war in dem großen Dorf jeder Raum überfüllt. Und die deutschen Aerzte standen diesem Massenandrang zunächst ratlos gegenüber, denn es galt nicht, eine Schußwunde zu verbinden und zerschmetterte Gliedmaßen abzunehmen, sondern nur Brandwunden zu behandeln. Und noch schimmer als die körperliche Schädigung war die entsetzliche Angst, die alle Verwundeten befallen hatte . . .

Der Kommandierende hatte gegen zehn Uhr abends dem Hauptquartier kurz gemeldet, daß die Litauer zurückgeworfen seien und sich in voller Flucht zurückzögen. Bald nach Mitternacht fuhr er im Auto nach Insterburg, wo er im Morgengrauen eintraf, um ausführlichen Bericht zu erstatten . . . Eine Stunde später war er schon wieder auf dem Wege nach Königsberg, um dem Verteidigungsausschuß die wichtige Nachricht zu bringen. Dem sollte es überlassen bleiben, ob er jetzt schon das weltbewegende Geheimnis vor der Welt enthüllen wollte.

Das war schon in den nächsten Tagen überflüssig. Denn in Kowno saßen genug ausländische Journalisten, die sich aus den Berichten der geflüchteten Soldaten zu-

sammenreimten, daß nur eine Fernzündung zur Erklärung in Frage kommen konnte. Nun lag der Gedanke nahe, daß es sich nur um elektrische Kraft handeln konnte. Durch Telegraph, durch Funkspruch durchraste die Meldung die Welt. Darauf folgten phantastische Schilderungen ....

Man muß es den Polen lassen, daß sie sich gegen die lähmende Wirkung dieser Nachrichten mit der größten Kraftanspannung wehrten. Die Nachrichten aus Litauen wurden einmütig von der ganzen Presse als Märchen bezeichnet, mit dem die Litauer eine schimpfliche Niederlage zu bemänteln versuchten. Mit der größten Schnelligkeit wurden die langausgezogenen Linien an der Grenze aufgefüllt und der allgemeine Angriff vorbereitet. Mit den ebenso langausgezogenen Linien der Landstürmer auf deutscher Seite hoffte man fertig zu werden. Und wenn man erst an dreißig, vierzig Stellen auf ostpreußischem Boden vorgedrungen war, dann sollte an mehreren Stellen zugleich ein Vorstoß mit größeren Truppenmassen erfolgen. Als die geeignetsten Punkte war die Grenze gegenüber Ortelsburg und Allenstein in Aussicht genommen.

Die deutsche Heeresleitung war durch Flieger von den Vorbereitungen auf polnischer Seite unterrichtet. Sie unterließ nichts, was zur Abwehr erforderlich war, obwohl sie davon verständigt war, daß der Alte zur rechten Zeit erscheinen werde, um mit seiner geheimnisvollen Kraft einzugreifen. Dazu mußte die Stromleitung von der Stadt bis an die Grenze gelegt werden, was mit Anspannung aller Kräfte in wenigen Tagen ausgeführt wurde.

Dann kam der Tag, wo von hundert Stellen an der Grenze der Angriff der Polen gemeldet wurde. Er war nur an einigen Orten erfolgreich, denn die Landstürmer, deren Linien durchaus nicht so schwach waren, wie die Polen

annahmen, verteidigten ihre Heimat mit kalter Entschlossenheit.

Zwei Tage später erfolgte der Angriff gegen Ortelsburg. Das polnische Heer rückte in einer Breite von zehn Kilometern über die Grenze. Es war ein klarer, stiller Wintertag. In der Nacht hatte es so stark gefroren, daß der Schnee unter den Schritten der marschierenden Kolonne knirschte und sang. Ein feiner Rauhreif glitzerte in den Strahlen der Sonne . . .

Von den deutschen Truppen war so gut wie gar nichts wahrzunehmen. Selbst die deutschen Flieger, die den Anmarsch der feindlichen Truppen beobachtet und gemeldet hatten, waren verschwunden. Ohne Zweifel hatten die Deutschen sich eingegraben. Da erschien es doch geraten, erst ihre Stellungen durch Flieger zu erkunden und dann ihre Linien durch Geschützfeuer zu erschüttern.

Während die polnischen Kolonnen, so gut es ging, Deckung nahmen, schwirrten fünf, sechs Flieger ab. Als der erste etwa dahin gekommen war, wo man die deutschen Gräben vermutete, explodierte der Benzinvorrat des Flugzeuges, die beiden Insassen sausten, von Trümmern umgeben, zur Tiefe, wo sie zerschmettert den Tod fanden. Das zweite, dritte Flugzeug ereilte dasselbe Schicksal . . . Ein unheimliches Grauen senkte sich auf die polnischen Linien herab, von denen aus man die drei Katastrophen in der Luft verfolgt hatte . . . Bleich vor Furcht entledigten sich hier und dort polnische Soldaten ihrer Patronentaschen und warfen sie weit von sich.

Wenige Minuten später wiederholte sich derselbe Vorgang, der die Litauer in dunkler Nacht in die Flucht getrieben hatte, hier im vollen Tageslicht . . . Zuerst begann in der Mitte der polnischen Aufstellung das Knattern und Krachen der explodierenden Munition, das sich bald

nach hinten und nach beiden Seiten fortsetzte. Gleich darauf ging's auf den beiden Flügeln los . . .

Viele polnische Offiziere hatten in vorsichtiger Weise ihre Handfeuerwaffe bei der Bagage zurückgelassen und waren unverwundet geblieben. Sie warfen sich den Fliehenden entgegen, um sie zum Stehen zu bringen. Sie hätten eher eine Horde rasender Stiere aufgehalten als diese vor Angst wahnsinnigen Menschenmassen, die sie überrannten und unter die Füße trampelten. Sie trugen den panischen Schrecken weiter zu den Truppen, die von der geheimnisvollen Kraft verschont geblieben waren. Nach einer Viertelstunde gab es kein polnisches Heer mehr, sondern nur noch Haufen unbewaffneter Menschen, die sich wie ein reißender Strom nach rückwärts ins Land hinein ergossen.

Außer dem Alten, der mit seinem an die Stromleitung angeschlossenen Zauberstab die Polen in die Flucht geschlagen hatte, waren auch seine beiden Vertrauten, Kruppa und Wagner, auf den Flügeln tätig gewesen. Sie hatten jeder ein Dutzend Stäbe in einem Wagen hinter sich, die nur auf geringere Entfernung und kurze Zeit, aber ebenso verheerend wirkten . . .

Eine Stunde später fuhr der Alte, von seinen beiden Gehilfen begleitet, im Auto ab. Hunderte von Offizieren und Soldaten hatten sich um seinen Wagen versammelt und begleiteten seine Abfahrt mit brausenden Hurrarufen . . .

Für den Verteidigungsausschuß entstand nun die Frage, ob er es bei den bisherigen Erfolgen, die jede Wiederholung des feindlichen Angriffs für lange Zeit, wenn nicht für immer, ausschlossen, bewenden oder ob er die deutschen Truppen nach Polen hineinschicken und vorrücken lassen sollte. Für das eine wie für das andere sprachen gewichtige Gründe. Die Befreiung der Heimat wäre ohne große Opfer

und Menschenleben erreicht und damit der Zweck der Erhebung erfüllt.

Diesen Bedächtigen wurde von der andern Seite entgegengehalten, daß jetzt die Stunde gegeben sei, den Erzfeind des Ostens völlig niederzuwerfen, ja, ihm die alten preußischen Provinzen abzunehmen.

Diesen wurde wieder entgegengehalten, daß solche weitergehenden Pläne Sache des Reiches wären. Dort war der alte Geist, von treuen Herzen sorgsam bewahrt und genährt, wieder im Erwachen. Er ergriff auch die Lauen und Vorsichtigen, die sich bis jetzt unter die Herrschaft der Massen geduckt hatten. Es wurde nicht mehr ängstlich gefragt, ob der Feindbund mit neuen „Sanktionen" gegen Deutschland vorgehen werde, sondern offen geschrieben und in Riesenversammlungen ausgesprochen, unter dem Jubel einer Menge, die sich aus allen Ständen, aus allen Parteien zusammensetzte, daß wir jetzt den Franzosen die Zähne zeigen müßten.

Es war der Glaube an die Wunderkraft, die der deutsche Ingenieur in Ostpreußen erfunden und mit solchen Erfolgen zur Anwendung gebracht hatte. Mit voller Absicht hatte man von Ostpreußen aus allen großen Zeitungen in Berlin und dem ganzen Deutschen Reich ausführliche Berichte über die Vernichtung der beiden feindlichen Heere an der litauischen und polnischen Front geschickt und ihren Eindruck durch zahlreiche Einzelschilderungen vertieft. Gefechte konnte man diese beiden Geschehnisse nicht gut nennen, weil auf deutscher Seite kaum ein Schuß gefallen war und die Gewehre auf feindlicher Seite nicht freiwillig, sondern infolge höherer Gewalt losgegangen waren.

Die Frage, ob Ostpreußen allein gegen Polen und Litauen angriffsweise vorgehen sollte, wurde bald durch die Russen gelöst. Sie hatten, als sie die Drohnote losließen,

nicht mehr nötig, ihr Heer auf Kriegsfuß zu setzen, denn es stand schon bereit zum Angriff an der Westgrenze. Gleich nach der Vernichtung der Litauer bei Lasdehnen marschierten, über den Wirrwarr in Litauen genau unterrichtet, die Russen ein, drangen mit unheimlicher Schnelligkeit vor und richteten sich sofort überall häuslich ein, d. h. sie richteten russische Behörden ein und nahmen das besetzte Gebiet in Besitz. Die litauischen Behörden flohen nach Polen, denn sie fürchteten, und wohl nicht mit Unrecht, daß die Russen mit ihnen kurzen Prozeß machen würden.

Den Ostpreußen konnte es nur recht sein, wenn die unruhigen, frechen Randstaaten, diese unfähigen, unnatürlichen Gebilde, die der siegende Feindbund in seinem Uebermut und in seiner bodenlosen Unkenntnis geschaffen hatte, von der Bildfläche verschwanden und für die Unbill, die sie Deutschland und namentlich Ostpreußen zugefügt hatten, gezüchtigt wurden . . . Und die russischen Machthaber, die schon so oft der Diplomatie aller anderen Länder sich überlegen gezeigt hatten, waren klug genug, nicht einen Zankapfel zwischen sich und Deutschland, auf dessen wirtschaftliche Hilfe Rußland angewiesen war, durch Wegnahme von Posen und Westpreußen zu schaffen. Nein, offen und ehrlich erklärten sie, daß nicht nur diese beiden Provinzen, sondern auch Oberschlesien an Deutschland zurückfallen müßten.

Vorläufig war das noch Zukunftsmusik, denn die Polen wehrten sich ganz energisch. Es war ihnen gelungen, den panischen Schrecken, der ihre Heere auseinanderzutreiben drohte, zu ersticken. Und als die Russen bei einem Angriff sich nicht im Besitz des Zauberstabes erwiesen, gelang es ihnen, die russische Vorhut zurückzuwerfen.

Die Russen hatten inzwischen ganz Litauen besetzt und waren bereits Ostpreußens Nachbarn geworden. Das Memelgebiet war auch schon wieder reumütig zu seinem

alten Stammland zurückgekehrt. Es hatte jahrelang das Scheindasein einer gewissen Unabhängigkeit, d. h. unter französischer Oberhoheit und mit französischer Besatzung, genossen. Man hatte es seinerzeit den Memelländern in nationalen Kreisen sehr verdacht, daß sie sich um diesen Schein von Selbständigkeit bemühten und dadurch, wie es schien, für alle Zukunft von ihrem Vaterland und ihren deutschen Brüdern in Ostpreußen trennten.

Wer etwas tiefer in die Verhältnisse hineinsah, wußte, daß es nur das Mittel war, der Einverleibung in Litauen zu entgehen.

Es war schwer zu glauben, aber nicht zu bezweifeln, daß weite, einflußreiche Kreise in Deutschland für die Angliederung des Gebietes an Litauen heimlich und offen wirkten . . . in der seltsamen Wahnvorstellung, daß die deutsche Intelligenz Litauen erobern und germanisieren würde, wie es ja früher im ganzen nördlichen Teil von Ostpreußen geschehen war.

Ja, es gab sogar Leute, die es für gerecht hielten, das Gebiet, das doch in der Hauptsache von Litauern bewohnt sei, mit seinem „Stammland" Litauen wieder zu vereinigen. Da hatten die Memelländer von den beiden Uebeln das kleinere gewählt und sich durch eine stürmische Volksbewegung die Selbständigkeit errungen. Sie waren aber deutsch geblieben bis in die Knochen. Und als die Zeit gekommen war, brach wieder ungestüm eine Bewegung für den Anschluß an Ostpreußen und damit an das Reich aus. Dem französischen Oberkommissar wurde in öffentlicher Staatsratsversammlung nahegelegt, mit seinen Truppen, die wenig mehr als ein Bataillon betrugen, Memel zu verlassen. Die zum Abtransport nötigen Dampfer werde man ihm gern zur Verfügung stellen.

Schon nach wenigen Tagen durchlief die freudige Kunde das Memelgebiet, daß der Oberkommissar mit der ganzen Besatzung zurückgerufen sei. Die Truppen wurden eingeschifft und fuhren ab. An dem Tage stand Memel sozusagen auf dem Kopf . . .

Eines Tages erschien bei dem Alten auf dem Kraftwerk eine Abordnung hoher russischer Offiziere mit der dringenden Bitte, ihnen mit seinem Zauberstab gegen die Polen zu helfen. Sie stellten ihm vor, was es für Ostpreußen und das Reich bedeuten würde, wenn Polen schnell erledigt würde.

Der alte Herr schlug das Ansinnen rundweg ab. Es fehle drüben auch der Strom, aus dem er die Kraft für seinen Zauberstab entnehmen müsse.

Lächelnd erwiderten die Russen, daß in der Schlacht bei Ortelsburg, wie sie genau wüßten, auch Stäbe ohne Leitung verwandt worden wären und sich als sehr wirksam erwiesen hätten.

Das sei nur ein fehlgeschlagener Versuch gewesen, erwiderte der Alte, und als man weiter in ihn drang, erklärte er, er würde nie solch einen Stab in fremde Hände geben, denn niemals würde er das Geheimnis seiner Erfindung preisgeben. Um dieser Gefahr vorzubeugen, habe er sofort nach der Schlacht, wie sie von den Russen genannt wurde, die Stäbe vernichtet und selbst die Trümmer beseitigt.

Das war richtig, der Alte verschwieg nur, daß er inzwischen einen Stab hergestellt hatte, der nach einmaliger Ladung eine viel länger dauernde Wirkung ausströmte.

Die Russen mußten unverrichteter Sache abziehen. Am nächsten Morgen war der neue Stab und mit ihm der bewährte Kruppa verschwunden. Man wunderte sich natürlich auf dem Werk über das Verschwinden des Werkmeisters,

aber man erfuhr weder, wo er geblieben war, noch, daß er den Stab mitgenommen hatte. Selbst Wagner wußte davon nichts. Erst später, als durch die Zeitungen bekannt wurde, daß die Russen einen Stab mit denkbar größtem Erfolg gegen die Polen angewandt hatten, mutmaßte er, daß der Alte auf diese Art den Russen die scheinbar verweigerte Hilfe doch geleistet habe.

Die Russen waren natürlich furchtbar begierig, das Geheimnis des Stabes zu ergründen. Aber Kruppa, der diese Absicht wohl merkte, erklärte, der Stab würde, wenn er von unkundiger Hand berührt werde, sofort in tausend Atome zerspringen und alles Lebendige in weitem Umkreis auf der Stelle töten. Unangefochten kehrte er eines Abends, nachdem die Kraft des Stabes verbraucht war, mit seiner kostbaren Waffe wieder nach dem Werk zurück.

Die Russen bedurften seiner auch nicht mehr, denn das polnische Heer zerfiel nach dieser neuen Erfahrung mit unheimlicher Schnelligkeit. Plündernd und raubend ergossen sich die Haufen über das eigene Land.

16. Kapitel.

In Insterburg schlug den Freundinnen die Scheidungsstunde. Trude blieb dort bei ihren Eltern, und Grete fuhr weiter nach Allenstein, wo sie mit ihrem alten Tantchen wohnte.

Es war ein richtiger ostpreußischer Winter geworden. Erst trat scharfer Frost ein, und dann schneite es ununterbrochen, bis die Erde fußhoch unter der weißen Decke begraben lag. Dann kam der eisige Ostwind von den russischen Steppen her, der bei hellem Sonnenschein durch Mark und Bein drang und die frierenden Menschen von der Straße an den warmen Ofen scheuchte.

Die Ostsee war meilenweit mit dickem Eis bedeckt. Jetzt war Ostpreußen völlig von der Außenwelt abgeschnitten, denn der Schiffahrtsverkehr hatte eingestellt werden müssen. Damit war auch dem Professor die Rückkehr nach Berlin abgeschnitten. Und ihm war es recht. Er wollte nicht aus Ostpreußen weg. Er hatte, wie er glaubte, sein Herz völlig zur Ruhe gebracht, aber er wollte sich der mit Wehmut gemischten Freude nicht entziehen, noch einige Zeit den Verkehr mit seiner verehrten Freundin zu genießen. Und um sich selbst darin eine Beschränkung aufzuerlegen, beschloß er, sich in Allenstein als Kriegsfreiwilliger zu melden und einstellen zu lassen. Dann hatte er eine Beschäftigung, die ihn über die langen Stunden des Tages hinüberbrachte.

Von der Zauberkraft, mit der der Alte an der Kakschumbalis die Feinde zurückschlug, wußte man noch nichts. Man würde für den Kampf jedes Mannes Kraft brauchen, die ein Schießgewehr führen konnte.

Deshalb fuhr er mit Grete weiter nach Allenstein. In dem Abteil war es trotz der Heizung empfindlich kalt. Grete saß, in einen Pelzfußsack und Decken gehüllt, ganz behaglich in ihrer Ecke. Alfred stampfte im Abteil auf und ab, um seine Füße etwas zu erwärmen. Langsam floß die Unterhaltung über alles mögliche dahin. Und beiden war es, als wenn sie mit den Worten, die der Mund sprach, einen Vorhang vor die geheimen Gedanken und Wünsche zogen, die tief in ihrer Seele lebten.

Von der Bahn fuhr Grete mit ihrem Gepäck nach Hause. Der Professor ging hinüber ins Bahnhotel, um sich ein Zimmer für die Nacht zu bestellen. Dann wollte er gleich zum Verteidigungsausschuß, um sich zu melden. Im Flur traf er einen Hauptmann, den er in Insterburg kennengelernt hatte. Der nahm den Professor ins Schlepptau und führte ihn zu einer fröhlichen Gesellschaft, wo er ausführlich von dem Gefecht bei Schillehnen berichten mußte. Dann kam die Frage, welcher Wind ihn hierher geweht hätte. Als der Professor mit ernster Miene erklärte, er wolle als Freiwilliger ins Heer treten, brach ein lautes Gelächter los.

„Was lachen Sie, meine Herren?“ rief Alfred innerlich verletzt. „Im Weltkriege sind Leute wie Richard Dehmel, Löns usw. auch eingetreten und haben sich in Reih' und Glied gestellt.“

„Ihre Absicht ist sehr löblich, Herr Professor,“ erwiderte der Hauptmann Hoffmann, „aber so übel sind wir nicht daran, daß Leute wie Sie als Gemeine den Kuhfuß schleppen müßten. Wir haben auch keine Zeit, Leute wie

Sie auszubilden. Der Zuzug von früheren Kriegsteilnehmern ist so groß, daß wir Mühe haben, sie unterzubringen. Wissen Sie, was ich an Ihrer Stelle tun würde? Ich würde ein großes Bild von der Schlacht bei Schillehnen malen. Wir werden solche Bilder brauchen, wenn wir unsere ostpreußische Ruhmeshalle einrichten."

Alles lachte. „Ist das Galgenhumor, Herr Hauptmann?"

„Nein, Herr Professor, das ist die felsenfeste Ueberzeugung von uns allen."

„Jawohl, jawohl," rief es von allen Seiten.

„Ich werde es Ihnen auch sagen, worauf sich unsere Ueberzeugung gründet. Uns gegenüber steht ein verlotterters, hungerndes und frierendes Gesindel, das widerwillig seine Pficht tut oder vielmehr nur durch die Furcht zusammengehalten wird. Unsere Truppen bestehen aus kriegserfahrenen Soldaten, die von eisernem Willen und glühender Begeisterung beseelt sind. Die Stoßkraft solch eines Heeres ist so gewaltig, daß wir nur schwer und mit Murren die uns auferlegte Zurückhaltung ertragen. Es mag vielleicht diplomatisch sein, aber militärisch richtig ist es nicht, daß man uns zur Untätigkeit zwingt. Wenn es nach uns ginge, wären wir schon weit in Polen drin."

„Da möchte ich eben auch mit dabei sein," rief der Professor mit flammenden Augen. „Ich fühle mich hier sehr überflüssig."

„Das heißt, Sie wissen nicht, wie Sie hier Ihre Zeit totschlagen sollen," erwiderte der Hauptmann. „Dabei kann ich Ihnen behilflich sein. Können Sie Karten zeichnen?"

„Allerdings."

„Dann finden Sie sich morgen um acht Uhr bei mir im Deutschen Haus ein, da werde ich Ihnen Beschäftigung geben."

Nicht lange danach brach die Gesellschaft auf. In gehobener Stimmung machte Alfred sich auf den Weg, um seine Freundin aufzusuchen, die ihn zum Abendbrot eingeladen hatte. Sie hatte ihr altes Tantchen ziemlich schwach vorgefunden. Die lange Trennung von der geliebten Nichte, die ihr wie eine Tochter ans Herz gewachsen war, die Ungewißheit über ihr Schicksal hatten das alte Frauchen sehr angegriffen. Sie hatte es ja in der Zeitung gelesen, daß Grete geraubt und verschleppt worden war, und die Angst hatte bei ihrem hohen Alter auch den Körper zermürbt.

Grete war in großer Sorge um sie. Der Professor war durch die Gesellschaft und den Grog in eine aufgeräumte Stimmung geraten, und das stimmte schlecht zusammen. Grete hatte auch schon geschäftlichen Aerger gehabt, denn das junge Mädchen, das sie während ihrer Abwesenheit vertreten, hatte allerhand Dummheiten angestellt, und sie hatte den Kopf voll Gedanken. Alfred hatte auch den Kopf voll Gedanken, aber fröhlicher Art. Er war innerlich froh, daß er nicht Soldat zu spielen brauchte und sich auf andere Art nützlich machen konnte. Er erzählte angeregt von dem Gespräch mit den Offizieren, bis es ihm auffiel, daß Grete so still bei Tisch saß und wenig aß. Er verstummte.

Sie legte ihm die Hand auf den Arm, „Lassen Sie sich nicht stören, lieber Freund! Ich höre zu und freue mich, daß es so mit Ihnen gekommen ist. Ich bin nur nicht zum Sprechen aufgelegt. Wollen Sie mit mir nachher eine Partie Schach spielen?“

„Herzlich gern! Das habe ich noch nicht gewußt, daß Sie Schach spielen. Das ist ein neuer Vorzug, den ich an Ihnen entdecke.“

Jetzt lächelte Grete. „Sie werden mit mir viel Nachsicht haben müssen. Ich bin noch eine blutjunge Anfängerin und mache die unglaublichsten Fehler.“ Das Schachbrett

wurde geholt, die Figuren aufgestellt. Grete hatte mit weiß den Anzug. „Darf ich Sie auf jeden Fehler aufmerksam machen?“ fragte der Professor.

„Ich bitte darum.“ Nun verlebte er eine glückliche Stunde, die ihm viel Freude bereitete. Er erklärte seiner Gegnerin, was er mit seinem Zug bezweckte, welche Wege sich zur Abwehr einschlagen ließen, und merkte, daß er ihr damit erst das Verständnis für das herrliche Spiel erschloß.

Nach der zweiten Partie nahm er Abschied. Das alte Tantchen war auf dem Sofa eingeschlafen, und er hatte das Gefühl, als wenn sie nur seinetwegen aufgeblieben war. Als er durch die stillen Straßen seinem Hotel zuwanderte, überkam ihn eine tiefe Wehmut, ein Bedauern seiner selbst . . . Die Behaglichkeit einer stillen, friedlichen Häuslichkeit hatte ihn angeweht und sein Herz mit stiller Zufriedenheit erfüllt. Weshalb war diese Häuslichkeit nicht die seine? Eine heiße Sehnsucht stieg in ihm auf. Wenn das liebe, prächtige Mädel sein geliebtes Weib wäre . . . Jetzt erging es ihm ebenso wie dem Mann, der sieben Häuser, aber keine Schlafstelle besaß. Er hatte zwei Häuslichkeiten und lebte einsam als Einspänner . . . Und wenn er in den beiden Familien, die er unterhielt, einmal zu Gast kam, fand er dort kein Behagen. Auf der einen Stelle eine alte, verbitterte Frau und eine verknöcherte, alte Jungfer, auf der anderen eine Person, nicht Frau, nicht Mädchen, die mit ihrem Schicksal unzufrieden war und nur Vorwürfe für ihn hatte, daß er sie nicht geheiratet und seinen Kindern einen ehrlichen Namen gegeben hatte. Und wie lange würde es dauern, bis die Kinder selbst ihn deswegen zur Rede stellen würden? Hatten sie nicht das Recht dazu?

Er kam in seinen Gasthof. Da war noch reges Leben. Er ging in die Gaststube, suchte sich eine stille Ecke, nahm sich eine Zeitung und ließ sich eine Flasche Rotwein geben.

Aber nur seine Augen liefen über die Zeilen. Sein Kopf tat nicht mit. Der hatte sich noch immer mit Gedanken zu plagen. Noch nie hatte sein Schicksal so schwer auf ihm gelastet. Es war ihm, als wenn er auf einem düsteren Hof, rings von hohen Mauern eingeschlossen, wäre, zwischen denen er nur einige Schritte hin und her tun konnte. Hoch über ihm stand am Himmel ein leuchtender Stern. Er wußte, daß sein Leuchten nur ihm galt, aber er stand so unheimlich hoch über ihm.

Er ruckte sich innerlich zusammen und versuchte wieder zu lesen. Er mußte doch wissen, wie es in der Welt aussah ... Es half nichts, die Gedanken waren stärker als sein Wille ... Wenn er gegen die Mauern anrannte, wenn er sie durchbrach ... Was hinderte ihn, sich einen dritten Hausstand zu gründen, seinen eigenen? Seine Kunst ... bitter quoll es bei diesem Wort in ihm empor. Ach, wie lange war das her, daß er in jugendlicher Begeisterung zu den Höhen der Kunst emporzusteigen begann! Ja, ein großes Können hatte er sich erworben; er hatte gute Sachen geschaffen, die ihm einen guten Namen erworben hatten, aber Kunst ... nein, Frohnarbeit ums tägliche Brot war es gewesen, was er geleistet hatte. Kaum war in ihm eine Idee aufgestiegen, dann mußte sie auf die Leinwand geworfen und ausgenützt werden. Sie konnte nicht ausreifen, und bei der Arbeit fehlte ihm die Begeisterung.

„Nein, mein Junge," sagte er zu sich selbst, „sei froh, daß du so viel erarbeitest, wie du für deine beiden Familien brauchst ... pack dir nicht noch eine Last auf ..."

War es nicht Unrecht, daß er sich hier in Allenstein verankerte, um mit Grete zusammensein zu können? Was hatte das für einen Zweck? Er würde sich nur den Stachel täglich tiefer ins Herz treiben. Und sie? Würde das nicht

für sie eine Qual sein, täglich den Mann vor Augen zu haben, dem ihr Herz gehörte und der sich und ihr durch eigene Schuld das Glück des Lebens geraubt hatte?

Diese Gedanken wühlten alles, was in ihm schlummerte, auf. Er stürzte Glas auf Glas hinunter, bis die Flasche leer war. Er wollte, er mußte sich betäuben. Aber die Gedanken siegten auch über den Alkohol. Als er sich hinlegte und die Augen schloß, kamen sie wieder und zerrten an seiner Seele.

Müde, übernächtig stand er auf und ging zum Dienst. Tausendmal nahm er sich an diesem Tage vor, erst am nächsten Sonntag Grete für ein Viertelstündchen zu besuchen. Aber als der Dienst beim Dunkelwerden endete, schlug er den Weg zu ihrer Wohnung ein.

Sie begrüßte ihn freundlich. Die Tante fühlte sich so schwach, daß sie nicht aufgestanden war. „Ich muß Ihnen noch eine Untugend gestehen, die ich an mir habe," meinte sie lächelnd.

„Ich spiele gern, aber schlecht Skat und habe uns als dritten Mann eine Freundin eingeladen. Da ist sie schon . . ."

Sie lief hinaus und kam bald mit ihrer Freundin zurück, einer rundlichen Brünette mit lustigen Augen. „Nicht wahr, Liesel, wir bitten den Professor, daß er uns tüchtig ausschilt, wenn wir Fehler machen."

Alfred hatte das Gefühl, daß Grete die Freundin nur eingeladen hatte, um mit ihm nicht allein zu bleiben. Aber anderseits hätte sie seinen Besuch abweisen und sich mit der Krankheit der Tante entschuldigen können . . . Sie wollte also mit ihm ein paar Stunden verleben. Und sie war so lustig beim Kartenspiel, neckte ihn und die Freundin mit Fehlern, die sie begangen haben sollten, und sah ihn so harmlos freundlich an, daß es ihm ganz heiß ums Herz

wurde. Ab und zu stand sie auf und ging nach der Tante sehen . . .

Am nächsten Tage, es war ein Sonnabend, ging er nicht hin, obwohl es ihn mit tausend Fäden zu ihr zog. Sie konnte sich doch nicht jeden Abend eine Freundin einladen.

Als er am Sonntag gegen elf Uhr erschien, trat ihm Grete mit umflorten Augen im schwarzen Kleid entgegen. „Mein gutes Tantchen ist heute nacht sanft eingeschlafen. Als ich heute früh um sechs Uhr an ihr Bett trat, war sie schon tot. Wollen Sie sie sehen? Sie schläft so schön, und ein zufriedenes Lächeln liegt auf ihrem Gesicht“ . .

„Wie alt ist Ihr Tantchen geworden?“

„Achtundachtzig Jahre.“

„Ein gesegnetes Alter.“

„Ja, ein gesegnetes Leben. Von früh bis spät war sie auf den Füßen, nie hat sie sich eine Stunde Ruhe gegönnt . . . ich kann mich kaum erinnern, daß sie mal einen Tag im Bett zugebracht hat.“

„Was werden Sie nun ohne die Hilfe der Tante anfangen?“

„Ich habe mir schon alles überlegt,“ erwiderte Grete, „ich gebe das Geschäft und die Wohnung auf und gehe auf Reisen, sobald ich von hier weg und ins Reich gelangen kann. Ich habe schon so viel geschafft, daß ich ohne Sorgen leben kann. Nun kommt noch eine ziemlich beträchtliche Erbschaft von der Tante hinzu.“

Als der Professor schwieg, fuhr sie nach einer Weile fort: „Ich habe schon daran gedacht, mich in Weimar niederzulassen, wo ich eine liebe Freundin wohnen habe. Meine kunstgewerbliche Tätigkeit gebe ich nicht auf. Eine Beschäftigung muß der Mensch doch haben.“

Alfred nickte. „Ja, aber sie darf nicht in Arbeit ausarten.“

Er las in ihren Augen ein Befremden. „Es soll kein Scherz sein, ich meine das wirklich . . . Die Arbeit darf nicht zur schweren Last werden, unter der man stöhnt und ächzt.“

Grete nickte dazu. Sie fühlte, daß es eine Klage war, die aus seinem Herzen kam. „Mein Mädchen ist so furchtbar abergläubisch. Sie ist mir ausgerückt. Wollen wir zusammen irgendwo Mittag essen gehen?“

„Gern . . . Aber Sie? Wollen Sie heute nacht allein in der Wohnung bleiben?“

„Weshalb nicht, Herr Professor? Ich würde ganz ruhig neben Tantchen wie bisher schlafen. Aber beruhigen Sie sich, die Leiche wird nachmittag abgeholt und nach der Kapelle auf den Friedhof gebracht.“

Sie aßen zusammen Mittag in einem Restaurant und gingen dann wieder nach der Wohnung zurück. Gleich darauf erschien Gretes Freundin und erbot sich, den Abend und die Nacht bei ihr zu bleiben. Dann kamen die Leichenträger mit dem Sarg. Die Leiche wurde eingesargt und fortgebracht.

Grete war still und traurig, aber gefaßt. Sie hatte sich in den letzten Jahren an den Gedanken gewöhnt, die alte treue Tante zu verlieren. Wie oft hatte sie im stillen von ihr Abschied genommen! Nun hatte der Tod sie nicht überrascht, aber das Gefühl des Alleinseins, der Vereinsamung, stimmte sie traurig. Sie hatte von ihren nächsten Verwandten nur noch einen Bruder auf der Welt. Aber der war verheiratet, hatte Kinder und war ihr etwas fremd geworden.

Um die langsam schleichenden Stunden zu überwinden, hatte Alfred sich erboten, etwas vorzulesen. Er las, aber er ertappte sich bald dabei, daß nur sein Mund las, während seine Gedanken ganz wo anders waren, und Grete ging es ebenso: nur der Schall schlug an ihr Ohr.

Trotz seines Mitgefühls empfand der Professor, daß er bei den Mädchen überflüssig war. Bei einem passenden Abschnitt stand er auf und empfahl sich.

Am andern Morgen traf Frau Trude ein, die durch Telegramm benachrichtigt worden war. Gleich nach der Begrüßung und den nötigsten Fragen erklärte sie Grete, daß sie bloß gekommen wäre, sie mit sich zu nehmen. Sie wolle ihr noch helfen, ihre Angelegenheiten zu ordnen. Inzwischen werde an der Grenze ein Umschwung eingetreten sein, wie Fritz ihr geschrieben habe, und dann könnten sie nach Schillehnen zurückkehren.

Ihre ruhige Entschiedenheit ließ keinen Widerspruch zu. Grete erwiderte denn auch, sie habe sich schon entschlossen, ihre Wohnung mitsamt dem Geschäft aufzugeben, und wäre gern bereit, ihr zu folgen. Allein könne und wolle sie nicht bleiben, da wäre es ihr lieb, wenn sie bei der Freundin Unterschlupf finden könnte.

„Wie stehst du mit dem Professor?“ fragte Trude.

„Aber, Liebste, was soll ich dir darauf antworten? In unseren freundschaftlichen Beziehungen hat sich nichts geändert.“

„Ich begreife den Mann nicht. Ich weiß ja, welch ein schweres Schicksal er sich durch eigene Schuld geschaffen hat.“

„Nicht ganz durch eigene Schuld,“ erwiderte Grete leise. „Einen Teil seines Schicksals haben ihm die Verhältnisse auferlegt, unter denen er aufgewachsen ist.“

„Zugegeben, Puttchen, und ich finde es furchtbar edel von dir, daß du ihn verteidigst. Aber der Mann hätte sich gegen das Schicksal wehren und längst reinen Tisch machen müssen.“

„Wie meinst du das?“

„Er hätte die Person abhalftern müssen.“

„Er besucht nur seine Kinder, und das ist die Mutter seiner Kinder."

„Na ja, das mag schon sein. Aber wenn er die Kinder wirklich lieb hat, hätte er sie der Person schon längst wegnehmen und in einer anständigen Familie unterbringen müssen."

„Das wird wohl über seine Kräfte gegangen sein. Du weißt doch, daß er schwer mit dem Leben zu ringen hat."

„Was tut er denn hier?"

„Er zeichnet Karten für das Militär. Er hat mit der Waffe dienen wollen, man hat ihn aber nicht genommen."

„Das war doch nur ein Vorwand, um in deiner Nähe zu bleiben. Nein, Gretelein, das ist kein Zustand, auch für dich nicht. Du hast ihn lieb, du bemitleidest ihn, was so ziemlich auf dasselbe hinauskommt. Aber du reibst dich dabei auf . . ."

„Er sucht Trost gegen die Vorwürfe, die er sich selbst macht."

„Nein, Kindchen, das geht nicht so weiter. Wenn wir hier wegfahren und du hast von ihm Abschied genommen, dann machst du einen Strich unter die Geschichte. Auch für ihn ist es besser, wenn er weiß, daß du entschlossen bist, deinen Weg allein zu gehen. Vorläufig wenigstens. Ja, Puttchen, du bist noch jung, du hast noch ein langes Leben vor dir. Dir kann das Schicksal noch ein großes Glück bescheren."

17. Kapitel.

Der Frühling hatte seine Vorreiter nach Osten ausgeschickt. Zuerst kam der laue Südwest, der den Schnee wegzehrte. Ab und zu kam auch Mutter Sonne hinter den grauen Wolken hervor und lächelte das Töchterchen an, das eben dabei war, sich den schweren Winterschlaf aus den Augen zu reiben. Schon streckten die Berge ihre dunklen Häupter aus dem Schnee hervor. Auf den feuchten schwarzen Schollen trippelten die Lerchen umher und schwangen sich zum Himmel empor, um die Sonne zu begrüßen.

Auch das Wasser war lebendig geworden. Unter der Schneedecke stahlen sich kleine Rinnsale hervor und füllten die Gräben.

Acht Tage später war jeder Graben zu einem strömenden Bach geworden, dessen erdfarbene Fluten gurgelnd und strudelnd zu Tal liefen und die Flüsse ufervoll auffüllten. Die Menschen hatten in dieser Zeit alle so frohe Gesichter. Es war, als wenn eine schwere Last von ihnen abgefallen und ihnen das Recht zuteil geworden wäre, sich der Gegenwart zu freuen und frohgemut in die Zukunft zu blicken.

Und die Ostpreußen hatten alle Ursache dazu. Die feindlichen Nachbarn waren nicht nur zu Boden geworfen, sondern nach menschlicher Voraussicht für immer erledigt. Die Russen hatten bereits ganz Litauen unter ihre Verwaltung gestellt. Die Behörden, die sie eingesetzt hatten, waren kluge, durch Jahre des eigenen Leids gewitzigte

Menschen, die mit milder Festigkeit die Masse der Bevölkerung zu gewinnen trachteten.

Die früheren Machthaber waren zum Teil nach Westen geflohen, zum Teil hatten sie sich unter die milde Herrschaft geduckt, die großmütig nicht daran dachte, sie zur Rechenschaft zu ziehen ... Die arme Bevölkerung, die Bauern, die kleinen Bürger in den Städten atmeten auf, wie von einem wüsten Traum erwacht. Noch war viel Not und Elend im Land, aber die neuen Herren taten alles, um es zu mildern. Von Rußland her rollten Züge mit Brot- und Saatgetreide ins Land, von Ostpreußen kamen lange Züge mit landwirtschaftlichen Maschinen.

Auch in Polen war die Umwandlung in vollem Gange. Das polnische Heer war zusammengeschmolzen oder vielmehr auseinandergelaufen. Nur hier und da versuchten sich einzelne Führer mit kleinen Freischaren gegen die Uebermacht der Russen zu wehren. Auch hier begrüßte das Landvolk die Russen als Befreier. In Posen und Westpreußen herrschte zurzeit noch ein wildes Chaos. Die eingeborenen Polen trugen sich noch mit der Hoffnung, daß es ihnen gelingen würde, sich als selbständiger Staat zwischen Rußland und Deutschland zu behaupten. Es gab aber auch viele, die nichts sehnlicher wünschten, als wieder mit Deutschland vereinigt zu werden. Nach alter polnischer Ueberlieferung waren sich die Führer so uneinig wie nur irgend möglich. In jeder größeren, ja mittleren Stadt bildete sich ein Nationaler Ausschuß, der die Regierungsgewalt an sich riß.

Viel geschlossener traten die Deutschen auf. Unter dem Druck der polnischen Gewaltherrschaft hatte sich eine Menge von Tatkraft aufgespeichert, die jetzt zum Ausdruck kam. Sie beriefen einen Deutschentag nach Bromberg ein und wählten einen Ausschuß, der die Vereinigung mit Ost-

preußen beschloß und zu diesem Zweck mit dem Verteidigungsausschuß in Königsberg Fühlung nahm.

Die Ostpreußen hatten bereits den ihnen vom Feindbund entrissenen Landstrich von Soldau bis Thorn besetzt. Mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen zogen die ostpreußischen Truppen wie zur Parade an die Grenze. An der Spitze ritten die früheren Tilsiter „litauischen“ Dragoner, die ihren noch aus den Freiheitskriegen stammenden Kampf- und Siegesruf „Lehn up!“ wieder aufgenommen hatten . . . Sie zogen dem Heer weit voraus, überall von der Bevölkerung freudig begrüßt. Nur in einem Dorf, nicht weit von Thorn, wo die erste Schwadron unter Rittmeister Grau Nachtquartier bezog, begegneten sie feindseliger Stimmung.

Der Rittmeister verfehlte nicht, sich und seine Leute dagegen zu sichern. Er bezog mit seiner Schwadron Alarmquartiere. Die Pferde blieben gesattelt, die Dragoner lagen mit ihren Waffen in den Scheunen . . . Gegen Mitternacht gingen gleichzeitig drei, vier Scheunen in Flammen auf. Auf die ins Freie eilenden Mannschaften fielen aus den Häusern, hinter Zäunen und Hecken hervor Schüsse.

Einer der ersten Verwundeten war Rittmeister Grau. Er hatte einen Schuß durch den linken Oberarm erhalten.

Nach einer Stunde war das Dorf in den Händen der Dragoner. Die Einwohner hatten sich nicht an dem Kampf beteiligt. Es war eine bunt zusammengewürfelte Bande von polnischen Soldaten, die schon seit einer Woche in dem Dorf saß und es ausgesogen hatte. Ein großer Teil war gefangen genommen worden. Mit großem Bedauern sahen die Dragoner am nächsten Morgen ihren geliebten und verehrten Rittmeister ins Auto steigen, das ihn nach Allenstein ins Lazarett bringen sollte.

Die beiden Freundinnen waren bereits nach Schillehnen abgefahren, nachdem Grete ihr Geschäft verkauft, ihre Wohnung vermietet und ihre Möbel auf einem Speicher untergebracht hatte. Der Professor war in Allenstein geblieben. Er war in diesen Tagen viel mit den beiden Damen zusammengewesen. Er war in stiller, gedrückter Stimmung. Ohne großer Menschenkenner zu sein, konnte man es ihm ansehen, daß er mit schweren Gedanken beschäftigt war und mit einem Entschluß rang. Seine Tätigkeit war beendet, der Weg nach dem Reich sowohl über See wie durch den Korridor frei . . . Nichts hinderte ihn, nach Berlin zurückzukehren.

Frau Trude hatte das Gefühl, daß er auf eine Einladung von ihr wartete, die Damen nach Schillehnen zu begleiten. Sie sprach sie jedoch mit vollem Vorbedacht nicht aus. Sie merkte, daß sich in Grete eine Wandlung vorbereitete. Sie fühlte, daß Grete den schwerringenden Mann nach wie vor mit tiefem Mitgefühl umfaßte. Aber bei aller Freundlichkeit, mit der sie den Freund behandelte, war doch nicht zu verkennen, daß die schwärmerische Verehrung einer kritischen, ja man konnte fast sagen: abfälligen Beurteilung gewichen war. Kein Zweifel: die Seelenfreundschaft hatte einen Knacks bekommen.

Mit zwei Sträußen bewaffnet, war der Professor zur Bahn gekommen, hatte Frau Trude viele Grüße an ihren Gatten aufgetragen und hatte still mit trauriger Miene vor dem Abteil gestanden, bis der Zug sich in Bewegung setzte. Mit feuchten Augen trat Grete ins Abteil zurück und setzte sich in ihre Ecke. Trude tat, als wenn sie es nicht bemerkte. Mochte das kleine Herz der Freundin im Trennungsschmerz auch etwas puppern und zucken . . . Das war nur natürlich, aber heilsam.

In Stallupönen wurden die Damen von Fritz mit dem Auto abgeholt. Er hatte schon längst sein militärisches Gewand abgelegt, denn die Ortswehren waren aufgelöst und die tapferen Vaterlandsverteidiger waren zu Pflug und Egge zurückgekehrt. Drüben in Litauen war alles still und friedlich. Ein reger Verkehr ging über die Grenze hin und her, durch keine Paß- und Zollvorschriften gehemmt. Scharenweise kamen Tagelöhner herüber und boten ihre Dienste für die Frühjahrsbestellung an. Es waren auch viele Landbesitzer darunter, die durch die Agrarreform, durch die der Großgrundbesitz in Litauen zertrümmert worden war, fünfzig bis achtzig Morgen erhalten hatten. Aber schon seit Jahren lag der größte Teil dieses Siedlungslandes brach, weil die neuen Eigentümer weder Gespanne, noch Saatgetreide, noch Düngemittel besaßen. Jetzt schien sich auch dort neues Leben zu regen.

Fritz steuerte den Wagen selbst und fuhr sehr vorsichtig, denn auf der ausgefahrenen Steinstraße standen Lachen und ein lehmiger Ueberzug, in dem der Wagen leicht ins Gleiten kommen konnte. Heller Sonnenschein lag über der Flur. Die Wintersaat schimmerte schon grün... Die Knospen der Wegbäume zeigten schon einen hellen Schimmer ... Die Lerchen jubelten im Himmelsblau... Der Frühling war mit Macht ins Land gekommen. Er machte die Herzen der Menschen froh. Zärtlich besorgt sah Fritz sich nach seinem geliebten Weibchen um. Ein verschmitztes Lächeln flog über sein Gesicht.

„Eigentlich solltet Ihr damit überrascht werden. Na, ich kann doch nicht dicht halten. Gestern abend habe ich zwei Schnepfen auf dem Zug geschossen, die wir heute zu Mittag verspeisen wollen . . .“

Nach einer Weile wandte er sich wieder um. „Weshalb habt Ihr den Professor nicht mitgebracht? Er hat

doch nichts mehr in Allenstein zu tun?" Er lachte spitzbübisch vor sich hin.

„Ich habe ihn nicht aufgefordert, uns zu begleiten", erwiderte Trude. „Ich glaube, er wird in der nächsten Zeit nach Berlin zurückkehren, wo seine Anwesenheit jedenfalls nötiger ist als hier. Er hat wohl dort gewisse Pflichten zu erfüllen und scheint dazu entschlossen zu sein." Während dieser Worte faßte sie Gretes Hand und drückte sie leise.

Der, von dem sie sprachen, saß in Allenstein zwischen Tür und Angel. Er rang mit dem Entschluß, heimzukehren und auszuführen, was seine Pflicht ihm gebot. Aber wie schwer war es, den Entschluß zu fassen und Abschied zu nehmen von den Hoffnungen, mit denen sein Herz ihn lockte, von den Träumen, mit denen er sich wachend beschäftigte, von einer behaglichen, beglückenden Häuslichkeit an der Seite einer geliebten Frau, deren weiche Hand ihm die Sorgen von der Stirn wischte. Stundenlang ging er in seinem Zimmer auf und ab wie ein gefangenes Tier vor den Gitterstäben seines Käfigs und rang mit sich. Er fühlte dumpf, daß die Träume von einer glücklichen Zukunft ein Unrecht waren an den Menschen, die ein Anrecht auf ihn besaßen, das er ihnen selbst gegeben und das zu erfüllen er bisher versäumt hatte. Langsam stieg ein Schuldbewußtsein in ihm empor, das allmählich wuchs und stärker wurde. Er begann zu packen.

Am Abend erfuhr er in der Tafelrunde, zu der er sich hielt, daß Rittmeister Grau verwundet ins Lazarett eingeliefert sei. Die Nachricht erschien ihm wie eine Galgenfrist, die das Schicksal ihm gewährte. Nun konnte er doch nicht abfahren, ohne den Mann, den er in Schillehnen kennengelernt hatte, auf seinem Schmerzenslager zu be-

suchen. Ob er ein paar Tage früher oder später nach Berlin zurückkehrte, war doch gleichgültig.

Am nächsten Vormittag ging er ins Lazarett. Der Rittmeister war schon fieberfrei. Er konnte ihn besuchen. Grau streckte ihm die gesunde Hand entgegen. „Ach, Herr Professor, das ist aber mal nett, daß Sie mich besuchen, um mir Gesellschaft zu leisten.“ Er nahm von dem Stuhl, der neben seinem Bett stand, ein Bündel Zeitungen und warf sie auf das Deckbett. Dabei blieb eine Photographie auf dem Stuhl liegen, die Grau mit leisem Erröten ergriff und hinter sein Kopfkissen steckte. Alfred hatte nur einen Blick darauf geworfen, aber er genügte. Er hatte ein älteres Bild von Grete erkannt. Er fühlte ein Weh im Herzen. Es war ihm nicht entgangen, wie der Rittmeister sich in Schillehnen um Grete bemühte. Jetzt besaß er bereits ihr Bild. Das wies doch klar und deutlich auf ein Einverständnis zwischen beiden hin.

Darin irrte er sich. Der Rittmeister hatte es im halben Einverständnis von Frau Trude bekommen. Sie traf ihn eines Tages, wie er in dem Album blätterte und mit glänzenden Augen das Bild ihrer Freundin betrachtete. „Herr Rittmeister, Sie wollen wohl etwas requirieren?“ sagte sie lachend.

„Ich hätte große Lust dazu . . .“

Da lachte Trude und erwiderte: „Hoffentlich wird mich der Raub nicht allzu schwer treffen.“

Da hatte er das Bild aus dem Album genommen und in seine Brieftasche versenkt. Es war ihm wie eine Ermunterung, die ihm Hoffnung gab, wenn die treueste Freundin seine Werbung um Grete zu billigen schien.

In dem Professor stürmte und gärte es. Er konnte doch nicht so taktlos sein, zu fragen, wie der Rittmeister zu dem Bilde gekommen war. Er berichtete, um doch etwas

zu sagen, daß die beiden Damen gestern früh nach Schillehnen abgefahren wären. Fräulein Grete habe hier ihre Wirtschaft aufgelöst und sei der Einladung ihrer Freundin gefolgt, um den Sommer bei ihr zu verleben.

„Weshalb haben Sie die Damen nicht begleitet?“ fragte Grau mit unsicherer Stimme.

„Das hängt doch nicht von mir ab“, sagte der Professor, den die Frage sichtlich in Verlegenheit setzte. „Die gnädige Frau hat mich nicht eingeladen, weil sie weiß, daß ich in nächster Zeit nach Berlin zurückkehren will.“

Der Rittmeister räusperte sich. „Herr Professor, wollen Sie mir eine Frage nicht übel nehmen und ehrlich beantworten?“

Als Alfred sich schweigend verbeugte, fuhr er fort: „Ich hege warme Neigung für Fräulein Grete und gedenke, mich um sie zu bewerben. Nun habe ich inzwischen erfahren, daß schon Jahre hindurch Beziehungen zwischen Ihnen und Fräulein Grete bestehen, die mich hindern, mein Ziel zu verfolgen. Ich muß natürlich meine Wünsche zurückstellen, wenn mir ältere Rechte entgegenstehen.“

Der Professor kämpfte einen schweren Kampf. Zum letztenmal trat die Versuchung an ihn heran, alles hinter sich zu werfen, was ihn mit Bedenken erfüllte, und sein Glück da zu suchen, wo er es finden zu können glaubte. Aber diesen Gedankenflug lähmte das Gefühl, daß es zu spät sein könnte. Hätte er damals gesprochen, als das Mädchen aus der Gefangenschaft zurückkehrte und ihm aus ihren Augen die Freude und das Glück entgegenleuchteten. Er hätte nicht zu sprechen brauchen, er hätte bloß seine Arme ausbreiten sollen, und sie wäre ihm an die Brust

geflogen. Jetzt war es zu spät ... Langsam hob er den Kopf. Auf seinem Gesicht lagen düstere Schatten.

„Herr Rittmeister, ich will Ihnen Ihre Frage ehrlich und rückhaltlos beantworten. Jawohl, es haben zwischen mir und Fräulein Grete Beziehungen bestanden, die über eine bloße Freundschaft hinausgingen. Ich glaube sagen zu dürfen, daß das liebe Mädchen geneigt, oder vielleicht kann ich sagen gewillt war, mein Schicksal zu teilen. Ich tat die Frage nicht. Ich fand nicht die Kraft dazu. Ich war äußerlich frei, aber innerlich um so mehr gebunden. Und meine materiellen Verhältnisse waren auch nicht derart, daß ich die Frage mit gutem Gewissen hätte tun dürfen. So ist das, was wir für einander empfanden, Jahre hindurch unausgesprochen geblieben. Wir fühlten uns durch eine Seelenfreundschaft verbunden, deren Grenzen wir sorgfältig hüteten ...“

Nach einer Weile sagte der Rittmeister leise: „Ich glaube, Sie zu verstehen. Es bestand so etwas wie ein geheimes Band zwischen Ihnen, das Sie mit einer leisen Hoffnung auf die Zukunft zusammenhielt ...“

„Das kann ich von meiner Seite nicht bestreiten“, erwiderte der Professor. „Das Band ist jetzt gerissen, oder vielmehr, ich habe es für mich durchschnitten. Jetzt, in diesem Augenblick, ist die Entscheidung für mich endgültig geworden.“ Er stand auf und gab dem Rittmeister die Hand zum Abschied. „Der Weg ist für Sie frei. Ich wünsche Ihnen alles Gute. Morgen gegen abend komme ich noch einmal, um von Ihnen Abschied zu nehmen. Da hoffe ich, Ihnen noch etwas sagen zu können. Leben Sie wohl.“

Eine Stunde später stieg Alfred in den Personenzug, der ihn nach Osten entführte. Im Abendgrauen stieg er in

Schillehnen aus dem Wagen der Kleinbahn. Er hatte nichts weiter bei sich als eine Handtasche und einen Krückstock. Gemächlich wanderte er zum Gutshof.

Auf der Diele empfing ihn Fritz. „Das ist ja prächtig, daß du kommst. Ich dachte schon, du willst dich mit polnischem Abschied davonschleichen."

„Nein, ich komme Abschied zu nehmen von Euch lieben Menschen. Es soll auch ein Abschied sein von meinem bisherigen Leben und von Hoffnungen, mit denen ich mich trug. Kann ich Fräulein Grete sprechen?"

„Selbstverständlich. Tritt hier in mein Arbeitszimmer. Ich schicke sie dir hierher."

Nach wenigen Minuten trat Grete ein, still und ernst. „Sie wünschen mich zu sprechen, lieber Freund?"

Er trat auf sie zu und nahm ihre beiden Hände. „Ja, liebe Freundin. Mich treibt es, Ihnen noch jetzt, da sich unsere Wege für immer trennen müssen, aus tiefstem Herzen zu danken für all das Gute und Schöne, das mir Ihre selbstlose Freundschaft geschenkt hat. Lassen Sie es mich aussprechen, daß Sie der Stern sind, der mich in den schwersten Jahren und Stunden geleitet hat, dessen milder Schein mir die Kraft gab, weiterzuringen, als mir das Leben schal und wertlos erschien. Lassen Sie mich dieses Gefühl als den köstlichsten Besitz bewahren, jetzt, wo ich in den schwersten Abschnitt meines Lebens eintrete. Ich war nicht wert, die Hand nach Ihnen auszustrecken. Jawohl, liebste Freundin, jetzt, wo ich mich zu meiner Pflicht durchgerungen habe, fühle ich es mit voller Schärfe."

Seine Stimme brach. Er sank in die Knie und bedeckte ihre Hände mit Küssen und Tränen. Sie entzog ihm die Rechte und legte sie ihm auf den Kopf. „Gott behüte Sie,

lieber Freund, und gebe Ihnen Kraft in schwerster Zeit. Ich werde stets in Freundschaft Ihrer gedenken."

Er stand auf und nahm wieder ihre beiden Hände. „Liebe Freundin, ich weiß, daß ein prächtiger, lieber Mann eine tiefe Neigung zu Ihnen im Herzen trägt und um Sie zu werben gedenkt. Ich werde mich freuen, wenn Ihnen an seiner Seite noch das große, volle Glück des Lebens erblüht. Leben Sie wohl. Der Himmel behüte Sie."

Noch einmal sah er ihr tief mit einem traurigen Blick in die Augen. Dann wandte er sich und ging hinaus.

18. Kapitel.

Der Frühling war ins Land gekommen. Die Natur jauchzte mit ihren Millionen Jubelstimmen auf und schmückte sich mit farbenfrohen Gewändern, die auf den Farbenton hellgrün gestimmt und mit roten, blauen, gelben und weißen Blumen bestickt waren. Der Waldboden unter den hohen Buchen glich einem bunten Teppich. Zwischen den unzähligen Leberblümchen, deren bescheidene Kelche vom sanften Lila bis zum satten Blau spielten, prangten weiße und gelbe Anemonen. Von Baum und Strauch schmetterte der Buchfink seine kurze, jubelnde Strophe in unermüdlicher Wiederholung, wenn ihn nicht sein Weibchen zur Mitarbeit im Nestbau nötigte. Die Rehböcke fegten am hellen lichten Tage ihre Gehörne auf den Schonungen. Ihr unscheinbar graues Winterkleid begann zu schwinden, um einer farbenfrohen roten Bekleidung Platz zu machen.

Trude und Grete genossen die herzerfreuenden Tage, die das Blut im Herzen jedes Menschen aufschäumen lassen, mit vollen Zügen. Sie arbeiteten fleißig im Blumengarten. Auf dem Rasenplatz vor der Veranda bepflanzten sie ein großes Rondel mit Blattpflanzen und freuten sich schon auf das Farbenspiel, das Sommer und Herbst dort prangen sollte. Im Küchengarten schaffte der Gärtner mit einem Dutzend Frauen, maß mit Stäben und Leine die Beete ab, damit sie säuberlich in Reih und Glied aufmarschierten. Fritz und seine beiden Inspektoren waren am Tage draußen

auf dem Felde und erschienen nur zu Mittag im Hause. Das Frühjahr war ihnen sozusagen über den Hals gekommen.

Da galt es, rüstig zu wirken und zu schaffen, um die Saat in die verlangende Erde zu bringen. Ueber hundert Arbeiter waren von drüben gekommen und eingestellt. Ein Teil wanderte abends zurück nach seinen Wohnungen in dem halb zerstörten Dorf. Ein Teil blieb zur Nacht in dem großen Schuppen, der für die Zeitarbeiter bereit stand. Es waren stille, friedfertige Leute, die froh waren, sich mit schwerer Arbeit ihren Lebensunterhalt verdienen zu können.

In der Schummerstunde pflegten die beiden Damen ein Stückchen spazieren zu gehen. Das waren die schönsten Stunden des Tages, wenn die Sonne am wolkenlosen Himmel zur Rüste ging und die Vögel dem scheidenden Licht ein wehmütiges Lebewohl und Auf Wiedersehen zuriefen. Dann kam die Nacht mit ihrer Finsternis, in der auf leisen Sohlen oder geräuschlosen Fittichen die bösen Widersacher heranschlichen, der raubgierige Marder und die große Eule. Deshalb klingt das Abendlied der Vögel so anders als der Jubelgesang, mit dem sie am Morgen die Wiederkehr des Lichtes begrüßen.

Eines Abends, als es bereits dämmerte, trafen die Freundinnen am Hoftor einen Mann, dessen von Wind und Wetter verschlissene Kleidung ihm das Aussehen eines Bettlers gab. In dem fahlen, von Bartstoppeln bedeckten Gesicht glühten zwei schwarze Augen. Aengstlich drängte sich Grete an die Freundin heran, faßte sie unter den Arm und flüsterte ihr zu: „Du, das ist Tuczynski."

Der Mann hatte die Worte vernommen. Er verbeugte sich tief, indem er die Mütze zog. „Jawohl, gnädiges Fräulein, ich bin es . . . ein elender, vom Schicksal geschlagener Mann."

Die junge Frau blieb stehen. „Was tun Sie hier? Was wollen Sie?“

„Ach, gnädige Frau, ich bin so krank und elend . . . mit mir geht es zu Ende. Da habe ich bloß als letzten Wunsch die Bitte, gnädige Frau und das gnädige Fräulein noch einmal sprechen zu dürfen.“

„Ich wüßte nicht, was Sie uns noch zu sagen haben,“ erwiderte Trude energisch.

„Ach, gnädige Frau, versagen Sie einem Todeskandidaten nicht ein bißchen Mitgefühl, um das er bettelt. Ich kann nicht ruhig sterben, wenn ich mir nicht das von der Seele wälzen darf, was auf mir lastet.“ Er hob bittend die Hände.

„Sie sind krank, das sieht man Ihnen an, und wahrscheinlich auch hungrig. Kommen Sie.“

Auf der Diele wies sie auf einen Rohrsessel. „Da setzen Sie sich, ich werde Ihnen etwas zu essen schicken.“

„Nein, gnädige Frau, nur sprechen will ich. Von Ihrer Hand habe ich den todbringenden Schuß bekommen. Es war die gerechte Strafe für das Unrecht, für die schwere Beleidigung, die ich Ihnen zugefügt habe.“ Er sank in die Knie und hob flehend die Hände. „Ich wage kaum, um Verzeihung zu bitten. Sie wissen ja noch gar nicht, wie groß die Gefahr war, in der Sie schwebten. Wenn nicht an demselben Abend, dann bestimmt am nächsten Tage sollten Sie voneinander gerissen werden. Ein Helfershelfer sollte auch Ihnen dasselbe antun, was ich dem gnädigen Fräulein anzutun entschlossen war.“ Die junge Frau trat schaudernd einen Schritt zurück. „Ihr Schuß hat das schlimmste vereitelt,“ fuhr der Pole fort. „Er brachte auch mir die Wandlung, die Erlösung aus der bodenlosen Verblendung und Leidenschaft, in die ich versunken war.“

Er senkte den Kopf und sank in sich zusammen. Diese demütige Stellung, über der ein Hauch von Verzweiflung lag, wirkte mehr als das gestammelte, zitternde Wort. „Ich vergebe Ihnen, Herr von Tuczynski,“ sagte Trude. „Stehen Sie auf . . .“

„Dank, heißen Dank, gnädige Frau . . .“ Er hob die Hände zu Grete. „Gnädiges Fräulein, Sie sind das Gnadenbild, zu dem ich bete . . . ich flehe . . .“

„Herr von Tuczynski,“ erwiderte Grete mit sanfter Stimme, „ich habe Ihnen schon vergeben, als ich an Ihr Schmerzenslager trat . . . Ich hege keinen Groll gegen Sie im Herzen. Ich wünsche Ihnen, daß Sie wieder genesen, um im Dienste Ihres Vaterlandes eine nützliche Tätigkeit ausüben zu können . . .“

„Stehen Sie auf, Herr von Tuczynski,“ sagte Trude, „und setzen Sie sich. Ich werde Ihnen etwas zu essen und zu trinken schicken.“

Den Kopf zum Abschied neigend, gingen die Frauen hinaus.

Als das Mädchen mit dem Imbiß und einem Glas Wein eintrat, war die Halle leer.

Im Gasthaus war die große Stube gefüllt mit Arbeitern, die sich für des Tages Mühe durch einen kräftigen Schluck stärkten. Die deutschen Gutsarbeiter unterhielten sich laut über die Ereignisse in der Welt, von denen ihr Herr ihnen heute erzählt hatte. Das tat der Gutsherr seit jeher gern und häufig, weil er wußte, daß auch diese einfachen Menschen trotz ihrer schweren Arbeit nach geistiger Speise hungerte. Die Litauer hörten schweigend zu, denn manches verstanden sie nicht, ihr Gesichtskreis ging kaum über das nächste Kirchdorf hinaus.

Ein Mann, der wie ein Bettler aussah, schob sich zur Tür herein. Er war in den letzten Tagen schon öfter hier

im Gasthaus gewesen und hatte sich zu essen geben lassen. Einige von den Arbeitern hatten ihn am Gutshof herumlungern gesehen ... Er schob sich scheu durch die Gruppe zur Tonbank und verlangte einen Kognak. „Erst Geld, dann die Ware," rief das Schankmädchen lachend. Er griff in die Tasche und warf eine Handvoll kleiner und großer Scheine deutschen Geldes auf den Tisch. „Geben Sie auch den Leuten zu trinken."

Einer der Litauer flüsterte halblaut, aber so, daß es die meisten verstanden: „Das ist doch der polnische Offizier, der Pan Tuczynski."

„Wer ist das?" rief ein Instmann. „Der verdammte Polack, der unsere liebe, gnädige Frau geraubt hat ... Der will uns traktieren?"

„Nein, den werden wir traktieren ... Du Lump, du polnisches Aas, du Räuber."

Ein derber Krückstock flog empor und sauste nieder. Kräftige Fäuste schlugen zu. Mit gesenktem Kopf stand der Pole und ließ, ohne sich zu wehren oder ein Wort zu sagen, die Mißhandlung über sich ergehen. Lautlos sank er nieder ... Ein Blutstrom brach aus seinem Munde. Scheu wichen seine Angreifer zurück ...

Auf dem Heimweg kam Fritz Maleika am Gasthaus vorbeigeritten. Er hörte das Geschrei und den Tumult und trat ein. „Was ist hier los?"

Ein Arbeiter wies mit dem Fuße auf den Polen ... „Das ist der Lump, wo ihre gnädige Frau geraubt hat ... der Hund von Polack ... Wir haben ihn ein bißchen zugedeckt ..."

Fritz trat auf den Polen zu und drehte ihn behutsam auf den Rücken. Ja, das war der Pole, der ihm so viel schweres Leid zugefügt hatte. Aber der Haß, der in ihm aufstieg, verflog, als er in das fahle Gesicht blickte, das der

Tod schon gezeichnet hatte. Mühsam hoben sich die Augenlider ... Die Augen winkten Fritz zu sich heran. Er beugte sich nieder. Wie ein Hauch kam es von den Lippen des Sterbenden: „Herr Maleika, ich habe meine Schuld gebüßt ... Ich flehe Gottes Segen ...“

Sein Atem stockte. Der Körper streckte sich. Das Auge brach. Sanft strich ihm Maleika die Augenlider herab und stand auf. „Baumann“, sagte er zu dem Inspektor, der eben eintrat, „lassen Sie die Leiche in das leere Zimmer des Insthauses bringen. Wir wollen dem armen Kerl ein ehrliches Begräbnis auf unserem Kirchhof gönnen.“

Tief erschüttert vernahmen die Damen beim Abendbrot die Nachricht von dem traurigen Ende ihres früheren Widersachers. Ein paar Tage später wurde der Sandhügel, unter dem ein heißes Herz friedlich schlief, von Frauenhand mit Efeu bepflanzt. Am Fußende lagen zwei prächtige Kränze, in verzeihender Milde von deutschen Frauen gestiftet ...

Vierzehn Tage später traf unvermutet Rittmeister Grau in Schillehnen ein. Für die Damen war es eine Ueberraschung, für Fritz nicht, denn er hatte ihn im Auto von der Stadt geholt. Er sah noch etwas bleich und angegriffen aus und trug den linken Arm, der noch nicht ganz geheilt war, im Verband. Aber aus den Augen leuchtete ihm die Freude.

Merkwürdig, wieviel jetzt Trude, die sonst von ihrer Freundin unzertrennlich war, in der Wirtschaft und in der Küche zu tun hatte. Und wenn der Vorwand nicht mehr herhalten wollte, zog sie sich unter Berufung auf Müdigkeit und Abgespanntsein, was ja bei ihrem Zustand erklärlich war, in ihr Zimmer zurück und ließ die beiden allein ...

Graus Benehmen zu Grete war so zart und feinfühlig, daß ihr jede, auch die kleinste Verlegenheit erspart blieb.

Er erzählte ihr viel und er verstand, geschickt zu plaudern . . . von den großen, schweren Fragen, die jetzt nicht nur Deutschland, sondern die ganze Welt bewegten. Er hatte die Wirkung des Zauberstabes auf das polnische Heer miterlebt und schilderte sie eindrucksvoll. Er sprach von seinen Aussichten für die Zukunft. Er hoffte, bald Major zu werden und das Kommando des alten litauischen Dragonerregiments zu erhalten. Dann werde er für mindestens sechs, sieben Jahre in Tilsit bleiben.

Eines Tages, als sich eine schickliche Gelegenheit bot, fragte er Grete, ob sie Nachricht von ihrem Freunde, dem Professor habe. Er habe ihn einmal auf seinem Krankenlager besucht und versprochen, vor der Abreise noch einmal wiederzukommen, habe aber nicht Wort gehalten.

Eine feine Röte stieg in Gretes Gesicht empor. „Er war vor seiner Abreise noch ein paar Stunden hierher gekommen, um Abschied zu nehmen. Gestern erhielt ich einen Brief von ihm. Er wird in den nächsten Tagen die Mutter seiner Kinder heiraten . . . Das Aufgebot ist schon bestellt“ . . .

Ein Blitz zuckte aus den Augen des Rittmeisters. „Ein schweres Schicksal, das der Mann sich auferlegt. Aber ich glaube, es ist der einzig richtige Weg, den er als Ehrenmann zu gehen hat. Sind Sie nicht auch der Ansicht, gnädiges Fräulein?“

Grete nickte. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Unter einem Vorwand ging der Rittmeister hinaus, um das geliebte Mädchen nicht weiter in Verlegenheit zu bringen. Eine leise Freude, mit Hoffnung vermischt, stieg in ihm auf. Grete war frei . . . endgültig frei von dem Band, das sie gefesselt hatte. Jawohl, aber nur äußerlich . . . innerlich schien ihr Herz noch nicht frei zu sein. Und ob es der Liebe zu einem anderen Mann fähig war? Jedenfalls lag noch

ein weiter Weg vor ihm. Aber der schreckte ihn nicht. Unermüdlich wollte er um ihre Neigung werben. Ihr konnte doch nicht verborgen sein, welche Gefühle für sie in seinem Herzen lebten und zum Licht drängten, wie die Knospe zur Blüte.

Nein, das war ihr nicht verborgen. Grete empfand deutlich das zarte Werben des Mannes, und sie hatte es sich schon gestanden, daß es ihr nicht unangenehm war. War es denn nicht natürlich, daß das Weib in ihr sich nach einer Häuslichkeit sehnte, nach einem Mann, in dessen Hände sie vertrauensvoll ihr Schicksal legen konnte? . . . Daß ihr Herz noch heftig schmerzte, war doch nicht zu verwundern. Jahre und Jahre war ihr innerstes Empfinden mit dem Mann verknüpft gewesen, für den sie die erste große Regung ihres Herzens empfunden. Und sollte das Herz nicht bluten, wenn es mitten entzwei geschnitten wurde?

Der Rittmeister fühlte und sah, daß Grete litt und mit sich rang, und hütete mehr als je seine Blicke und Worte. Er wußte, daß es gegen seelische Wunden nur ein einziges, aber nahezu allmächtiges Heilmittel gibt, die Zeit . . .

Der Tag seiner Abreise nahte heran. Sein Arm war geheilt, er mußte sich gesund melden und seinen Dienst wieder antreten . . . Am Tage, als er seinen Koffer zu packen begann, kam die erwartete Beförderung und Ernennung zum Major und Regimentskommandeur. Er trat in das Wohnzimmer, wo der Gutsherr mit den Damen saß, und verkündete die frohe Botschaft. Nach dem Glückwunsch sprang Fritz auf. „Das frohe Ereignis muß gründlich begossen werden. Teuerste Gefährtin meines Lebens, ich bitte dich, ein Festmahl rüsten zu lassen.“

Trude nickte ihm zu. Sie verstand ihren Mann. Er wollte sie beide entfernen, um dem Major Gelegenheit zu einer Aussprache zu verschaffen. Auch die beiden, die im

Zimmer zurückblieben, merkten die Absicht. Verlegen beugte sich Grete über ihre Handarbeit, um die Röte zu verbergen, die sie bis zu den Schläfen heraufsteigen fühlte.

Grau setzte sich neben sie und fing ihre flinke Hand ein. Die Tatsache, daß Trude und ihr Mann ihm mit deutlicher Absicht diese Aussprache ermöglichten, gab ihm Mut zu sprechen . . . „Fräulein Grete, gestatten Sie mir ein Wort vor meiner Abreise. Mein Lebensweg liegt glatt und eben vor mir. Ich bin imstande, mir einen Hausstand zu gründen. Und als Gebieterin dieses Hauses schwebt mir Ihre liebe Gestalt vor. Ja, Fräulein Grete, mein Herz gehört Ihnen seit dem ersten Augenblick, als ich Sie kennen lernte. Darf ich es Ihnen zu Füßen legen?“

Langsam hob Grete ihr Gesicht. Es war jetzt bleich . . . die Augen fast angstvoll geweitet . . . „Sprechen Sie noch nicht,“ fuhr Grau schnell fort. „Lassen Sie mich Ihnen noch etwas sagen. Ich verlange heute in diesem Augenblick noch keine Entscheidung von Ihnen. Aber ich begehe doch kein Unrecht mit dem Geständnis, daß mein Herz Ihnen gehört, daß es nur für Sie schlägt. Ich will nur die Hoffnung mit mir nehmen, daß ich um Sie werben darf“ . . .

Aus Gretes Augen war die Starrheit gewichen. Das Blut strömte wieder vom Herzen zurück und überzog ihre lieblichen Züge mit einer sanften Röte. „Herr Major, mein Herz ist noch nicht fähig zu antworten, es leidet unter einem Trennungsschmerz, der noch nicht überwunden ist. Ob ich ihn in der Zukunft ganz überwinden werde, weiß ich heute noch nicht . . . Ich will Sie nicht täuschen. Ich achte und schätze Sie hoch, Herr Major, aber zu einem Zusammenleben gehört doch mehr . . . Die Gefühle, die ich jetzt für Sie aufbringen kann, können Ihnen nicht genügen.“

Sie blickte ihn voll und fest an. Als sie die fahle Blässe bemerkte, die sein Gesicht überzog, fuhr sie leise fort:

„Geben Sie mir Zeit, Herr Major, und wenn sich Ihre Gefühle nicht wandeln und Sie nach Jahr und Tag mir noch einmal die Frage vorlegen . . .“

Grau zog ihre Hand an seine Lippen und küßte sie zart. „Ich danke Ihnen, Fräulein Grete. Das ist mehr, als ich zu hoffen wagte.“

Sie entzog ihm ihre Hand, die er schon mehrmals geküßt hatte. „Ich werde oft und freundlich Ihrer gedenken. Alles Gute für Ihren ferneren Lebensweg.“

„Dafür sei Ihnen herzlich gedankt,“ rief der Major. Langsam öffnete sich die Tür von der Diele her. Der Gutsherr trat ein, unter jedem Arm eine Flasche. Sein Blick flog fragend über Grete und den Major. Die Sache schien noch nicht entschieden zu sein, aber ohne Zweifel hatte sie einen guten Anfang genommen.

„Einer der besten Tropfen, die ich in meinem Keller habe,“ rief er lustig aus, während er die Flaschen auf den Tisch stellte.

Einige Tage nach der Abreise des Majors kam aus Berlin die gedruckte Vermählungsanzeige des Professors. Trude stand auf, legte ihren Arm um die Freundin und küßte sie auf die Stirn. „Nun ist dieser Abschnitt deines Lebens endgültig erledigt, mein Gretelein. Nun rüste dein Herz für das sonnige Glück, das die Zukunft dir beut.“

19. Kapitel.

Der Sommer war gekommen und vergangen. Der Wind strich über die leeren Stoppeln der Felder, die reichen Ertrag gebracht hatten. Hier und da verfärbte sich ein Blatt und sank herab zur Erde. Aber noch lachte die Natur im Vollgefühl ihrer Kraft, aus der die reife Frucht hervorgegangen war.

Der Major schrieb regelmäßig in jeder zweiten Woche. Zarte, freundschaftliche Briefe ohne jede Andeutung. Aber ein feinfühlendes Herz kann zwischen den Zeilen lesen, wenn dem Schreiber die Sehnsucht die Feder geführt hat. Und Gretes Herz las ohne Mühe, was zwischen den Zeilen stand. Ein edles, feinempfindendes Herz, das sich mit großer Beherrschung zur Ruhe zwang.

Mit dem ersten Brief hatte der Major sein Bild mitgeschickt, das ihn in seiner neuen Würde zeigte. Und er sah gut darauf aus. Es bot einen charaktervollen Männerkopf mit durchgeistigten Zügen, mit klaren Augen, aus denen sicheres Selbstbewußtsein sprach. Die Figur nicht über Mittelgröße, aber straff, wie sie ein Reiter haben muß, der an der Spitze seines Regiments kühne und schwerste Hindernisse nimmt.

Trude sprach das Wort beim Betrachten des Bildes aus und dachte dabei, daß der Mann wie geschaffen war, auch das letzte Hindernis, das noch vor seiner Zukunft stand, zu nehmen. Die eigentlichen Liebesboten waren jedoch die

Bücher, die er Grete schickte mit der Bitte, sie zu lesen und das Urteil zu prüfen, das er über sie fällte. Ab und zu war am Rand ein feines Pünktchen mit Bleifeder angebracht, das man bei eiligem Lesen wohl übersehen mochte. Grete übersah sie nicht und fühlte von Tag zu Tag mehr, daß sich eine Seelengemeinschaft zwischen ihnen herausbildete . . . Sie wußte, was er bei der angezeichneten Stelle empfunden oder gedacht . . .

Manchmal . . . zuerst ganz vereinzelt, dann öfter . . . waren Stellen angestrichen, wo ein Herz zum andern sprach und um Liebe warb. Dann war es Grete, als wenn die Worte an sie gerichtet waren und sie glaubte, seine weiche, warme Stimme zu hören, die doch manchmal so stahlhart klingen konnte, wo es nötig war.

Auch Grete schickte ihm ab und zu ein Buch zu lesen, und gleich beim ersten hatte sie eine kleine Neckerei begangen. Sie hatte eine Stelle angezeichnet, in der ein liebeheischendes Herz als zu alt befunden wurde. Im nächsten Buch, das sie von ihm erhielt, war mit ziemlich kräftigem Punkt eine Zeile angezeichnet, in der die Zahl siebenunddreißig stand. Im nächsten Buch, das sie ihm schickte, war eine Stelle von ihr angezeichnet, in der die Worte standen: „Ein Mann im besten Heiratsalter".

So wurden die Bücher zu Boten einer geheimen Zwiesprache, von der Frau Trude nichts ahnte. Sie hatte jetzt auch andere Sorgen. Sie mußte für den kleinen Erdenbürger, den sie erwartete, die Aussteuer besorgen. Sie hoffte auf einen kleinen Jungen, weil sie wußte, wie sehr sich ihr Mann, der keine männlichen Verwandten hatte, nach einem Stammhalter sehnte. Er sollte es gut haben in der Welt.

Gerade, als ihre schwere Stunde dicht bevorstand, bekam Fritz eine Einladung zu dem Probeflug des neuen Zeppelins, der in Rotenstein bei Königsberg gebaut wor-

den war. Es war kein Kriegsschiff, sondern ein friedliches Werkzeug des Handels. Es sollte den Schnellverkehr zwischen Ostpreußen und dem Reich vermitteln. Eine große stolze Freude flog durch ganz Deutschland und ließ jedes Herz bei dem Gedanken höher schlagen, daß die größte Erfindung, die einem Deutschen gelungen war, von uns nun wieder zurückgenommen worden war.

Ganz im stillen hatte sich ein Ausschuß gebildet und die Mittel zum Bau aufgebracht. Und das Geheimnis war so gut bewahrt worden, daß die ganze Welt überrascht war. Jetzt nahmen die Deutschen die Führung in der Beherrschung der Luft wieder an sich, die ihnen nach dem Weltkrieg entrissen worden war. Die feindlichen Staaten hatten zwar die deutschen Luftschiffe an sich gerissen, aber sie nicht in gleichwertiger Form nachzubilden vermocht.

Auch eine Anzahl der noch vom Grafen selbst ausgebildeten Werkleute war aufgefunden und nach Ostpreußen gebracht worden ... Die erste Probefahrt, die gleich nach Berlin gehen sollte, sollte zu einer großartigen Feier ausgestaltet werden. Einige Minister wurden als Vertreter der Reichsregierung in Königsberg erwartet ... In Berlin sollte ein ebenso feierlicher Empfang stattfinden ...

„Aber lieber Fritz“, rief Trude aus, als er ihr die Einladungskarte hinreichte, „dazu mußt du unter allen Umständen hinfahren. Dabei darfst du nicht fehlen.“

„Ich kann dich doch nicht allein lassen.“

„Weshalb nicht? Du kannst mir doch nichts helfen. Ich wollte dich schon wegschicken. Jetzt bitte ich dich darum, zu fahren. Ach wie schön wäre es, wenn der Geburtstag unseres Jungen mit dem des Zeppelin zusammenfallen würde.“

Noch eine Weile sträubte sich Fritz. Dann gab er nach und fuhr ab. Eine Stunde später zog sich Trude mit der

weisen Frau in das Zimmer zurück, das für dieses Ereignis auf das beste und sorgsamste hergerichtet war. Und wieder eine Stunde später brachte ein Mädchen Grete die Nachricht, daß der erwartete Stammhalter bereits eingetroffen sei. Durch den Fernsprecher sollte gleich eine Depesche an den Gasthof aufgegeben werden, so daß Fritz bei dessen Betreten die Nachricht vorfand. Die Folge war, daß der neugebackene Vater und Gutsherr von Schillehnen am nächsten Morgen schwer aus dem Bett aufstand und Hundehaare auflegen mußte, ehe er sich zur Einweihungsfeier begab.

Von den Reden hörte er wenig und an dem Gesang „Deutschland, Deutschland über alles" nahm er auch nur durch ein zustimmendes Brummen teil. Aber als das gewaltige Luftschiff, das alle bisher gebauten nicht nur durch seine Größe, sondern auch durch wichtige Neuerungen übertraf, von der Sonne hell beleuchtet sich majestätisch aus der Halle schob und schräg aufwärts stieg, um nach einer Rundfahrt über der alten Haupt- und Krönungsstadt den Weg nach Berlin anzutreten, da flogen die Hüte in die Luft, da schwangen sich Arme und Herzen empor und die Begeisterung brauste in nicht endenwollenden Hurrarufen.

Die Menschenmassen begannen sich erst aufzulösen, als der Riesenvogel, das Wahrzeichen der neuerstandenen Macht und Größe Deutschlands, den Augen im Westen entschwand.

Auf dem Heimwege stieß Fritz mit Major Grau zusammen, der den Freund ins Blutgericht mitnahm, wo er vorsorglich einen Tisch in der Bleikammer hatte vorbestellen lassen. Es war heute wieder ein Tag gekommen, wo das Gefühl die Schranken des Alltags durchbrach und alle Menschen, die sonst fremd aneinander vorübergehen, zu einer großen Familie vereinigte. Von Tisch zu Tisch trank

man sich zu. Und neben dem Trinkspruch: „Unser Zeppelin“, kehrte immer wieder der Ruf: „Unsere geliebte Heimat, unser schönes Ostpreußen!“ Dann erhoben sich alle und kribbelten durcheinander, um mit den Gläsern anzustoßen. So sehr ihn auch die Sehnsucht nach Weib und Kind nach Hause zog, fand Fritz es doch für geratener, die Heimreise erst am nächsten Tage anzutreten. Major Grau fuhr mit ihm. Er wollte sich in Schillehnen die Entscheidung holen. Während Fritz davon stürmte, ging er ins Wohnzimmer. Da stand Grete in seliger Erwartung. Ihre Augen leuchteten ihm verheißungsvoll entgegen. Und der Blick gab ihm schon die Antwort, die er erwartet und erhofft hatte . . . Ohne ein Wort zu sprechen, trat er auf sie zu und breitete die Arme aus. Schweigend legte sie ihr heißes Gesicht an seine Brust . . .

Sie hörten nicht, daß der Gutsherr eintrat und schraken empor, als sie hinter sich seine dröhnende Baßstimme vernahmen... „Meinen herzlichsten Glückwunsch, auch von meiner Frau...“

„Woher weiß denn Ihre Gattin, daß ...?“

Fritz schmunzelte. „Ach, die weiß alles immer früher als andere Menschen. Die hört das Gras wachsen. Gretelein, wenn Sie den Trennungsschmerz von Ihrem Bräutigam für eine Weile ertragen können, möchte meine bessere Hälfte Sie für ein Weilchen an ihrem Bett haben.“

Er drehte sich um. „Aber macht nicht zu lange mit dem Abschied... die Trennung soll ja nur wenige Minuten dauern...“

Als Grete vor Glück strahlend nach einer Viertelstunde wieder erschien, mußte Fritz sich notgedrungen nach seiner Wirtschaft umsehen. Und dann saß er stundenlang am Bett seiner Frau und hielt das Bündel . . . es war ein blütenweißes, mit Spitzen besetztes Steckkissen . . . im Arm, worin

sein Sohn schlief, von dem die weise Frau mit vollem Ernst behauptete, daß er schon jetzt das leibhaftige Ebenbild seines Vaters sei.

Erst in der Schummerstunde trat er in das Wohnzimmer, wo das Brautpaar auf dem Sofa, eng aneinander geschmiegt, saß.

„Darf ich stören? Ja? Dann möchte ich bitten, sich vom Himmel herab ein Weilchen auf die Erde zu bemühen und mich anzuhören. Ich bringe wichtige Botschaft von meiner Frau. Sie nimmt an, daß die Herrschaften nicht mehr lange mit der Hochzeit warten wollen."

„Das stimmt," erwiderte der Major. „Wir haben es schon besprochen, daß wir heiraten wollen, sobald ich aus dem Manöver zurückgekehrt bin, also etwa in vier Wochen."

„Das klappt ganz vorzüglich. Um dieselbe Zeit wollen wir unsern Jungen taufen lassen und bitten Sie beide herzlichst, ihn über die Taufe zu halten."

„Aber gern," riefen die Verlobten wie aus einem Munde.

„Das freut mich . . .und dabei will meine Frau zwei Fliegen . . . ich bitte um Verzeihung wegen des Vergleichs . . . mit einer Klappe schlagen. Wir haben es uns nun mal in den Kopf gesetzt, Ihnen die Hochzeit auszurichten. Sie können es nirgends so bequem haben wie hier. Ich bin Standesbeamter, und nach der Kirche haben wir fünf Minuten. Sind wir einig?"

Grete nickte und sprang fort, um ihrer Freundin zu danken. Der Major schüttelte Fritz mit kräftigem Druck die Hand.

Am nächsten Morgen fuhr der Major ab. Trude stand schon nach acht Tagen auf, frisch und munter und von neuer Schönheit strahlend wie eine Rose. Der Junge gedieh an der Mutterbrust und benahm sich so brav, daß er nach der

letzten Sättigung von abends zehn bis morgens sechs Uhr, ohne zu mucksen, schlief.

Grete hatte ihre Aussteuer fix und fertig in Kisten und Kasten liegen. Aber es war noch so manches, was ergänzt oder verschönt werden mußte. Dann fuhr sie, während der Major im Manöver war, für einige Tage nach Tilsit und stattete ihre zukünftige Wohnung mit schönen Möbeln aus. Ihr Hans sollte vom letzten Manövertag, der sich bei Goldap abspielte, unmittelbar nach Schillehnen kommen.

Fritz hatte für das große Doppelfest die ganze Umgegend eingeladen. Nach guter alter deutscher Sitte sollte dem Hochzeitstag ein sehr lustiger Polterabend vorangehen, mit Glückwunschgedichten, Reigentanz und Mummenschanz.

Und so kam es auch. Das Brautpaar saß auf erhöhtem Sitz an der schmalen Wand des Saales . . . An den anderen Wänden saßen oder standen in drei Reihen die Gäste. Vom ersten Augenblick an schlug die Festesfreude hoch auf, die sich bei den Vorführungen noch steigerte. Als erste erschien ein fünfjähriges blondes Lockenköpfchen, das unbefangen und ohne zu stottern ein Gedicht hersagte, worin die Befreiung der Heimat gefeiert und dem tapferen Krieger, der für das Vaterland gekämpft und geblutet, der Dank des deutschen Volkes ausgesprochen wurde. Dann trat der Schusterjunge vor, der mit drolligem Verse der Braut das Zepter ihrer zukünftigen Würde, den Pantoffel, überreichte. Ernst und Scherz wechselten miteinander ab und strömten so reichlich, daß das Brautpaar aufatmete, als zu Tisch gebeten wurde.

Am nächsten Morgen pladderte es, was vom Himmel kommen wollte, was Grete die Neckerei eintrug, daß sie die Katzen schlecht gefüttert habe. Aber als das Brautpaar sich mit den Zeugen in das festlich geschmückte Zimmer des Hausherrn begab, wo Fritz in feierlicher Gewandung sie als Standesbeamter erwartete, brach die Sonne hervor.

Als die Unterschriften geleistet waren, trat Fritz hinter dem Tisch hervor, streckte den Neuvermählten beide Hände entgegen und sprach ihnen seinen herzlichsten Glückwunsch aus. Die kirchliche Trauung und Taufe gestaltete sich zu einem Volksfest, zu dem die ganze Umgegend herbeigeströmt war. Solch ein schmuckes Brautpaar hatte man schon lange nicht gesehen. Der Major voll blühender Manneskraft in seiner schlichten Uniform, auf der die hohen Orden glänzten, die er sich schon im Weltkrieg errungen hatte. Grete in holdseligem Liebreiz, das Bild einer züchtigen deutschen Jungfrau. Eng an den stolzen Mann geschmiegt, schritt sie mit ihm zum Altar. Trude hatte ihr vorher die Verhaltungsmaßregeln gegeben. Sie solle sich so fest an ihren Mann schmiegen, daß kein Dritter die Hand dazwischen stecken könne. Und nach der Trauung solle sie ihn um sich herumschwenken. Die erste Vorschrift wurde von Grete getreulich befolgt. Als jedoch Hans nach der Trauung sie nach seiner Seite herumführte, folgte sie willig dem leisen Zug seines Arms, was Trude zu der düsteren Prophezeiung veranlaßte, daß die führende Rolle in dieser Ehe dem Manne zufallen würde, trotz des Zepters, das die Braut am Polterabend bekommen hatte.

Bei dem Hochzeitsmahl, das die älteren Gäste an langer Tafel im Saal vereinigte, während das junge Volk in den anderen Zimmern tafelte, brachte Fritz das Hoch auf das junge Paar aus. Er sprach in seiner kernigen, mit trockenem Humor gewürzten Art von den schweren Zeiten, die Ostpreußen und mit ihm das ganze deutsche Vaterland durchgemacht, und feierte das junge Paar als die Vertreter des neuen Geschlechts, das ohne die Fehler der Alten vertrauensvoll an die Wiederaufrichtung und Vermehrung . . . was ihm einen strafenden Blick seiner Gattin eintrug . . . gehen wollte.

Der Major dankte in formvollendeter Rede. Er dankte der Hausherrin, die in der größten Gefahr durch eine mutige Tat die Freundin vor dem Aergsten errettet habe. Er dankte dem Ehepaar, dem er sich in treuer Freundschaft mit seiner Gattin verbunden fühlte, das in dieser echt ostpreußischen Gastlichkeit ihnen das Hochzeitsfest ausgerichtet habe.

Dann blitzte in seinen Augen der Schalk auf. „Ich danke dem verehrten Hausherrn für seinen Trinkspruch, der mit seinen letzten Worten das Vaterglück des Mannes und die frohe Hoffnung des Hauses für die Zukunft wiederspiegelt. Uns ist heute die Ehre zuteil geworden, den ersten Sprößling dieses Hauses, den Vertreter des neuen Geschlechts, über die Taufe halten zu dürfen. Ich habe ihn mir heute genau angesehen und kann ihn getrost als ein Meisterstück der Natur bezeichnen . . . Möge er zur Freude der Eltern gedeihen und heranwachsen, mögen sich in ihm die vorzüglichen Eigenschaften beider Eltern zu einem Charakter vereinigen, auf den das Vaterland stolz sein darf. Horst Maleika lebe hoch!“

Während die junge Welt sich am Tanz vergnügte, versammelten sich die älteren Ehepaare im Wohnzimmer um den Major und seine junge Frau. Es war nur natürlich, daß die Unterhaltung bald von den Kirchturmsangelegenheiten der Gäste zu der Erörterung der Weltlage hinüberglitt. Auf Wunsch des Hausherrn erklärte sich der Major bereit, den Anwesenden eine allgemeine, zusammenfassende Uebersicht zu geben.

Er begann: „Sie wissen alle, daß die schnelle und unblutige Befreiung unserer geliebten Heimat der weltbewegenden Erfindung des deutschen Mannes zu danken ist, den jetzt alle Welt unter seinem Ehrentitel „der Alte“ kennt. Ich habe eben seine Erfindung weltbewegend ge-

nannt, und mit vollem Recht, denn sie hat nicht nur unsere engere Heimat errettet, sondern ganz Deutschland und hat ihm mit einem Schlage alles wiedergegeben, was es durch den Weltkrieg verloren hatte. Wenn wir nicht das wären, was wir immer gewesen sind und was uns unsere Feinde nie haben glauben wollen, ein friedliches Kulturvolk, das nicht von Machtkitzel und Großmannssucht getrieben wird, dann hätten wir jetzt mit dem Zauberstab des Alten die Macht in der Hand, alle unsere früheren Widersacher auf die Knie zu zwingen. Das haben wir nicht getan und werden es nicht tun."

„Es war allerdings nötig", fuhr er fort, nachdem er sich durch einen Trunk aus dem schäumenden Champagnerkelch gestärkt hatte, „unsere schärfsten Feinde, die starrsinnigen, verblendeten Franzosen von der Macht zu überzeugen, die uns zu Gebote steht. Das geschah, wie Sie ja alle wissen, dadurch, daß der Alte im Rheinland erschien und mit seinem Zauberstab mehrere der großen Munitionslager kurz nacheinander in die Luft fliegen ließ. Die Franzosen hatten allerdings an der Belehrung noch nicht genug. Sie zogen ihre Truppen im besetzten Gebiet zusammen, um das Ruhrland zu besetzen. Schon nach wenigen Stunden war von dem ganzen Heer nichts mehr zu sehen, als der Alte ihm entgegentrat und die Patronen in den Gewehren und Taschen der Infanterie, die Munitionskarren der Artillerie, die Motoren der Tanks und gepanzerten Kraftwagen explodieren ließ.

In Berlin war inzwischen eine politische Umwandlung größten Stils eingetreten. Unsere Reichsregierung verlangte von Frankreich zunächst die Räumung der besetzten Gebiete, was ja auch nach einigem Verhandeln geschah. Die Engländer mußten erst eine Lehre erhalten, ehe sie die Tragweite der deutschen Erfindung begriffen. Sie hatten,

als es hier in Ostpreußen losging, unsere Nordseehäfen durch ihre Kriegsflotte blockiert. Der Aufforderung, die Schiffe sofort zurückzuziehen, leisteten sie keine Folge. Da erschien der Alte mit einem kleinen Motorboot vor der bei Helgoland liegenden Flotte und versenkte in wenigen Augenblicken den größten und stärksten Dreadnaught der Engländer, der nach einer furchtbaren Explosion mit allen seinen Insassen auf den Meeresgrund sank.

Was nun weiter folgte, ist Ihnen ja auch bekannt. Wir stellten dem früheren Feindbund die Bedingung, unsere geraubten Handelsschiffe restlos zurückzugeben und den Wert der uns entrissenen Kriegsschiffe, der U-Boote, der Flugzeuge, Luftschiffe und der vernichteten Munition in Gold zurückzuerstatten. Dagegen erhob sich heftiges Sträuben, das noch nicht überwunden ist. Das wird aber auf der Konferenz geschehen, die in diesen Tagen in Berlin zusammentritt. Wir haben jetzt nicht nur Männer an unserer Spitze, die genau wissen, was sie wollen, sondern auch den festen Willen haben, Deutschland wieder in seine frühere Stellung unter den Völkern der Welt einzusetzen. Und was noch wichtiger ist, ist, daß wir die Macht haben, jeden feindlichen Willen zu beugen. Schon jetzt macht sich eine deutliche Gesundung unseres Wirtschaftslebens bemerkbar. Unsere Mark ist schon wieder so kaufkräftig geworden, daß wir daran denken können, unsere inneren Schulden, die durch die übermäßige Vermehrung des Papiergeldes auf uns lasten, abzuschütteln. Schon wagt sich wieder das Gold als Umlaufsmittel hervor und das Silber, das in Strümpfen und Truhen sich verkrochen hatte. Unsere Regierung kann nun bereits daran denken, neues Papiergeld zu drucken, das, auf unserer neuen Machteinstellung beruhend, die alten wertlosen Lappen ersetzen wird. Es muß und wird beseitigt werden, und dazu werden uns

die Goldzahlungen des Auslandes helfen. Die Erschütterung, die unser Wirtschaftsleben dadurch erlitten hatte und erleiden muß, werden wir überwinden.

Nun sind auch, wie Sie wissen, Neuwahlen für den Reichstag und die Landtage aller Einzelstaaten ausgeschrieben . . . Sie stehen, wie wir alle fühlen, in dem Zeichen des Wiedererwachens des nationalen Gedankens. Auch er ist zum großen Teil von Ostpreußen ausgegangen. Von unserem Heimatdienst ging die Parole aus: „Durch die Heimat zum Vaterland!“ Sie griff durch die Heimatvereine, die sich nach der Abstimmung überall im Reich bildeten und zu einer festen Front zusammenschlossen, auf ganz Deutschland über. Zunächst folgten die vertriebenen Bewohner der uns entrissenen Gebiete: die Elsässer, die Oberschlesier, die Saarländer, Posener und Westpreußen usw., und dann alle anderen Stämme, bis jedes Dorf, jede Stadt ihren Heimatsverein hatte. Ich nehme für uns Ostpreußen ausdrücklich die Ehre und das Verdienst in Anspruch, daß wir in dieser Beziehung vorbildlich gewirkt haben . . . Unsere Heimatvereine haben es unseren Volksgenossen draußen im Reich bewiesen, wie fest der Baugrund ist, auf dem wir unsere segensreiche Arbeit aufrichten wollen. Jawohl, unsere Heimatvereine haben gezeigt, daß die Heimatliebe stark genug ist, alle Schichten und Parteien unseres Volkes aneinanderzubringen, zu versöhnen und fest zusammenzuschließen.“

Er erhob sich und mit ihm alle Anwesenden. „Das alte Deutschland ist vergangen mit all den üblen Erscheinungen, die wie ein böser Spuk auf uns lasteten. Wir stehen im Morgenrot einer neuen Zeit. Erheben Sie mit mir Ihr Glas und lassen Sie mit mir unser neues Deutsches Reich leben! Es lebe, blühe, wachse und gedeihe!“

Ein brausendes Hoch durchlief alle Räume des Hauses, denn schon längst hatte sich auch die junge Welt in den

anstoßenden Zimmern zusammengedrängt und lauschte durch die offenen Türen auf die markigen Worte des Majors. Von dem Speicher her waren die Instleute und Arbeiter gekommen, denen Fritz zur Feier des Tages eine Festlichkeit veranstaltet hatte, lauschten an den weitgeöffneten Fenstern in der milden Spätsommernacht und fielen brausend in die Hochs ein.

Grete hatte sich an ihren Gatten gelehnt und blickte mit stolzer Freude zu ihm auf. „Ich glaube, Hans, du hast vergessen, uns noch etwas zu sagen. Was meinst du? Wird Deutschland Republik bleiben oder . . . ?“

Der Major schlug an sein Glas. „Meine lieben Freunde! Eine deutsche Frau hat mich an noch etwas erinnert, was ich Ihnen nicht gesagt habe und was unausgesprochen in allen unseren Herzen lebt, die Frage, ob Deutschland für alle Zeiten einen Präsidenten an der Spitze haben oder wieder zur monarchistischen Staatsform zurückkehren soll. Ich brauche nicht auszusprechen, was wir alle wünschen und erhoffen. Ich meine, die Zeit ist vorbei, in der Deutschland von einigen zwanzig Dynastien beherrscht werden konnte.“

Ein zustimmendes Murmeln lief durch die Reihen der Zuhörer. „Aber daß Deutschland in Zukunft wieder eine monarchistische Spitze bekommen wird, erwarte ich mit aller Bestimmtheit . . . einen V o l k s k a i s e r, der dem Volke gibt, was des Volkes ist, die Selbstbestimmung seiner Geschicke. Dieser Wunsch ist auch aus den deutschen Ländern Oesterreichs, die sich mit uns vereinigt haben, herübergetönt, und ich darf wohl annehmen, daß die Neuwahlen auch diese Frage lösen und eine überwältigende Mehrheit für die Parteien ergeben werden, die die Vertretung unseres neuen Deutschen Reiches in die Hände eines V o l k s k a i s e r s legen wollen. Kein Hoch, kein

Hurra, meine lieben Freunde! Stellen wir der Zukunft anheim, was sie uns bringen wird. Ich trinke auf die Erfüllung der Hoffnung, die in unseren Herzen lebt."

Als er das Glas niedersetzte, stand Fritz mit geöffneten Armen vor ihm. „Freund, Bruder, ich muß dich in meine Arme schließen und dir im Namen aller meiner Gäste danken für die weihevolle Stunde, die du uns geschenkt hast."

Allmählich setzte wieder der Festtrubel ein, der bis zum Morgen dauerte. Als die von weither gekommenen Gäste sich gegen zwölf zum warmen Frühstück versammelten . . . es waren ihrer so viele, daß im Saal gedeckt werden mußte . . . war das junge Paar schon abgereist. Es hatte seine Hochzeitsreise angetreten, die es über Berlin—München bis Salzburg und wieder zurück an den Rhein führen sollte, den die junge Frau noch nicht kannte. Solch eine Hochzeitsreise hatte in den letzten Jahren keiner gemacht.

* * *

Mein phantastischer Traum, der manchem zu hoffnungsfreudig erscheinen wird, dürfte noch vielen Unbehagen verursachen. Ich bin darauf gefaßt und habe es gewagt, in die Form eines Romans zu kleiden, was an Hoffnungen für die Zukunft in meinem Herzen lebt . . . Und die Erzählung soll mehr sein als ein Traum. Er soll eine ernste Mahnung sein an Gefühl und Verstand aller Volksgenossen, zurückzukehren zu den Tugenden, die unser Deutsches Reich groß gemacht haben, zurückzukehren zu Fleiß und Treue und ruhiger Besonnenheit, zu Heimat- und Vaterlandsliebe. Dadurch werden wir die üblen Folgen der Nachkriegszeit überwinden und die Kraft gewinnen, auch unter dem schweren Druck der Jetztzeit, die noch auf uns lastet, den steilen Pfad zu erklimmen, der zur Höhe führt!

Ende.

12/II.23

R.-.9.7.3,-

28/4.38

P. Görtler